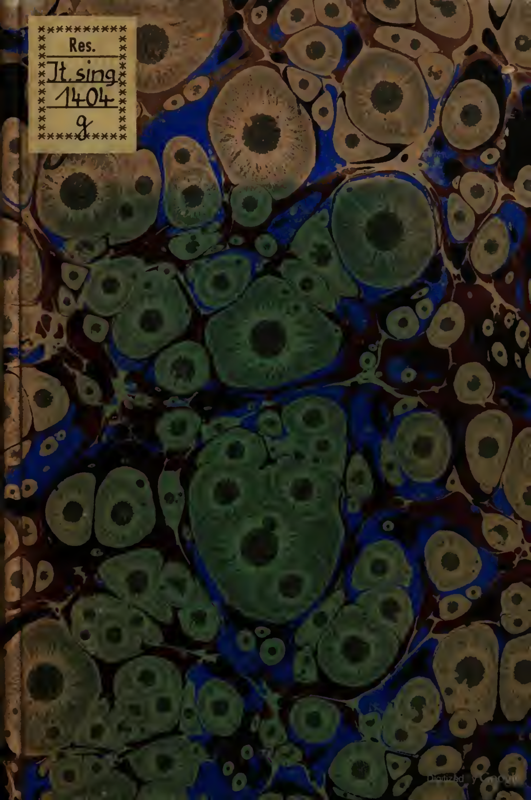

Res.
It. sing.
1404
g

<36604937160014

Reise in Persien.

Nach
Chardin, Forster, Franklin, Gmelin
und
andern Reisebeschreibern ausgearbeitet
und
herausgegeben

von
J. A. Bergk.

Mit sechs Kupfern.

Leipzig,
in der Baumgärtnerischen Buchhandlung.
1805.





Vorrede.

Nichts zieht den Menschen bei Betrachtungen über das, was außer ihm vorgeht, mehr an, als der Mensch mit seinen Eigenheiten und die Natur mit ihrem Reichthume, weil beide stets etwas im Dunkeln lassen, was noch zu ergründen ist, und weil sie immer mit neuen ungewöhnlichen Erscheinungen schwanger gehen. Bücher, welche Materialien zur Natur- und Menschenkunde liefern, zwingen den Leser eben so sehr zum Nachdenken, wodurch seine Denkkraft ausgebildet wird, als sie seine Einsichten erweitern, wodurch er Brauchbarkeit für die Welt erhält, und was giebt es wohl für Schriften, welche mannigfaltigere, interessantere und

nützlichere Stoffe enthielten, als gehaltreiche Reisebeschreibungen, die uns eine Kenntniß von unsern Nebenmenschen in nahen und entfernten Gegenden der Erde und von den Produkten der letztern verschaffen? Hier sieht man den Menschen noch auf einer Stufe der Cultur stehen, wo er ein schuldloses Kind der Natur ist, dort schwelgt er in Ueppigkeit und hat alle Wissenschaften und Künste zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht; hier sieht man, wie er in Barbarei und Wildheit versunken ist, dort, wie er sich durch alle Arten von Kenntnisse und Tugenden veredelt hat; hier bengt er sich vor jeder Naturgewalt, ja vor jedem Gegenstande, dem er Gewalt zutrauet, dort erhebt er seinen Geist gen Himmel zu dem Herrn der Natur, einem heiligen und gerechten Wesen; hier sind seine Sitten und Gebräuche das auffallendste Produkt, das die äußere und innere Natur jemals hervorbringen konnte, dort entsprechen dieselben beinahe gänzlich dem Zwecke, um dessentwillen Menschen auf dieser Erde leben, und so bietet die Ansicht des jetzigen Menschengeschlechtes ein Schauspiel dar, das eben so sonderbar

als lehrreich ist. Nicht bloß aber der Mensch allein ist bei Reisebeschreibungen der Gegenstand des Nachdenkens, sondern auch die Natur, ihre Erzeugnisse, die Erscheinungen, welche von dem Clima herrühren, die Eigenheiten der Lage und des Bodens eines Landes, machen, wenn auch keinen so anziehenden als der Mensch, doch einen sehr interessanten Gegenstand des Nachdenkens aus. Da nun Reisebeschreibungen so viele mannigfaltige Stoffe liefern, so ist ihre Lektüre ein vortrefliches Bildungs- und Belehrungsmittel für den Menschen. Sie verschaffen ihm eine Menge Kenntnisse, die für ihn als Menschen unentbehrlich sind; sie lehren ihm, woher die Verschiedenheit in der menschlichen Denkart, in den Sitten und Gebräuchen der Menschen rührt, wie viel das Clima und die Lage eines Ortes auf diese und jene Eigenheit an den daselbst lebenden Menschen Einfluß hat, woher es kommt, daß der Mensch unter dem einen Himmelsstriche schnellere Fortschritte in seiner Cultur macht, als unter dem Andern, und was der Grund ist, daß er in manchen Ländern noch immer derselbe ist, der er vor Jahrtausenden war.

Bei der Herausgabe dieses Buches, hat man die Absicht, den Leser mit den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Nationen, mit dem Grade ihrer Ausbildung, mit ihrem Gewerbs- und Kunstfleiße, mit ihrer Religion und ihren Wissenschaften, mit den Eigenheiten des Himmelsstriches und des Bodens, mit den Produkten des Letztern u. s. w. bekannt zu machen. Die eigentliche Topogrpahie ist bloß eine Nebensache; der Hauptzweck ist die Schilderung des Menschen und der Natur. Jene soll nun zwar nicht übergangen werden, damit man weiß, wie der Schauplatz beschaffen ist, auf welchem diese oder jene Nation ihre Kräfte ausbildet und ihre Existenz erhält; allein die Kenntniß der Erscheinungen des menschlichen Geistes und die äussere Natur unter den verschiedenen Himmelsstrichen sollen doch den Hauptzweck ausmachen, um dessen Erreichung es uns zu thun ist.

Wir haben in diesem Bändchen Persien gewählt, weil das Land und die Menschen, die darin wohnen, viele Eigenthümlichkeiten haben, und weil es jetzt der Schauplatz eines Krieges mit einer euro-

päischen Nation zu werden droht. Wir haben die besten bis jetzt vorhandenen Quellen benutzt, und ob diese gleich hier und da sehr spärlich fliessen und es viele Stellen giebt, wo sie gar nicht hinreichen, so glauben wir doch gethan zu haben, was zu einer vorläufigen Kenntniß der Perser und ihres Landes hinlänglich ist. Wir mußten uns bei der Ausarbeitung dieses Werkes an längst bekannte Schriften halten, allein in Zukunft sollen jedesmal die neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, welche in England, Frankreich u. a. m. erscheinen, gewählt und aus denselben soll alles das ausgezogen und in eine gehörige Ordnung gebracht werden, was auf die Sitten und Gebräuche, auf die Denkungsart und den Charakter, auf die Industrie und die Religion u. s. w. einer Nation und auf die Produkte und Eigenheiten ihres Landes Bezug hat. Alles, was nicht diesem Zwecke entspricht, topographische Notizen ausgenommen, wird von uns weggelassen werden. Wir wollen Lesern von allen Classen ein interessantes und lehrreiches Gemälde von den Nationen und ihren Wohnorten liefern, und wenn die-

se Unternehmung Beifall findet, so sollen jedes Jahr vier Bändchen, jedes von acht Bogen mit sechs Kupfern erscheinen.

Diese Reise in Persien ist eine Fortsetzung der Reisen nach den vier (fünf) Welttheilen, wovon schon zwei Bändchen in der nämlichen Buchhandlung von einem andern Herausgeber erschienen sind, welche mit vielem Beifalle aufgenommen worden sind.
Leipzig den 17 May 1805.

Der Herausgeber
Dr. Bergk.

Inhalt.

Reise

Reise in Persien.

Persien ist Eines der berühmtesten und ältesten Länder der Erde, das von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage die schrecklichsten Revolutionen und Verheerungen erlitten hat. Von demselben giengen Eroberer aus und dasselbe wurde wieder eine Beute anderer Eroberer. Bürgerkriege haben dies Land von jeher schrecklich verheert, und noch jetzt streiten sich Mehrere um die Oberherrschaft über dasselbe. In neuern Zeiten haben die Russen Theile von demselben abgerissen und sich zugeeignet, und noch jetzt setzen sie diese Eingriffe und Eroberungen fort; noch im vorigen Jahre war eine russische Armee bis Erivan vorgedrungen, wo vielleicht in diesem Jahre der Kampf von neuem begonnen wird.

Das Innere von Persien, so wie vorzüglich die östlichen und südlichen Theile desselben sind sehr wenig bekannt, ja, wie viel fehlt noch an einer genauen Kenntniß des westlichen Theiles, der doch in neuern Zeiten noch am meisten besucht worden ist? Die innern Unruhen haben jeden forschbegierigen Reisenden zurück geschreckt, und nur die beyden Franzosen, Olivier und Brugniere haben es in den Jahren 1795 und 1796 gewagt, einen ziemlich beträchtlichen Theil von Persien zu bereisen und zu untersuchen; ihre

Reisebeschreibung aber ist bis jetzt noch nicht im Drucke erschienen.

Das jetzige Persien grenzt gegen Norden an das russische Reich, an den kaspischen See, an die kaukausischen Länder und an die Bucharey; gegen Osten an Hindostan, gegen Süden an das indische Meer und den persischen Meerbusen, gegen Westen an das osmannische Reich, an das kaukausische und georgische Gebiet. Es liegt zwischen dem 25° und 44° N. O. und zwischen dem 60° und 90° östl. Länge. Seinen Flächeninhalt giebt man zu 50,000 Quadratmeilen an. Es gehört also mit unter die größten Reiche der Erde. Seiner politischen Eintheilung nach zerfällt es in West- und Ostpersien nebst Zubehör. In jenem herrscht seit 1798 der Schah, Baban Khan; in diesem seit 1792 Saman Schah. Allein da die Regenten wegen den noch fortdauernden innern Unruhen stets wechseln, so sind vielleicht schon wieder Andere an ihre Stelle getreten.

Die Entvölkerung und Verödung von Persien war schon zu Chardins Zeiten sehr groß, allein seit der Anwesenheit dieses Reisenden (Chardin kam im Jahr 1665 unter Abbas II. zum erstenmale nach Persien, und verließ es 1677 zum letztenmale unter dessen Sohne Soliman) hat die Verwüstung und Verminderung der Volksmenge mit jeder Regierung noch mehr zugenommen. Der Ackerbau wurde wegen der einheimischen Kriege vernachlässigt, Handel und Manufakturen geriethen ins Stecken, und die Einwohner fraß theils das Schwerd des Krieges, theils der Hunger auf. Nach Chardin war damals, als er Persien zum letztenmal besuchte, nicht der zwölfte Theil des Landes gehörig bewohnt und angebauet, und dies Reich hätte vielleicht zwanzig mal mehr Einwohner enthalten können, als

es damals wirklich bewohnten. Die nächste Ursache dieser Entvölkerung schreibt Chardin dem Mangel an Wasser zu; dieser aber rührt wieder von dem Mangel an Menschen her, welche dasselbe aufsuchen und auf den Feldern umherleiten könnten. Unter dem letzten unglücklichen Sofi, den Schah Nadir entführte, war das Reich schon so geschwächt, daß man die Afganen aus Candahar nicht von der Hauptstadt abhalten konnte. Schah Nadir überwand zwar die Afganen, eroberte diejenigen Theile des Reiches wieder, die die Russen und Türken in Besitz genommen hatten, und machte ausserdem noch große Eroberungen in Indien, als in den Gegenden jenseits des Oxus, allein diese Kriege und Eroberungen rafften mehrere hundert tausend Menschen weg, und gaben Veranlassung zu den schrecklichsten Erpressungen, welche wieder Ursache von beständigen Aufständen unter dem Volke waren. Von 1730 bis 1747, wo Schah Nadir ermordet wurde, vergieng kein Jahr, wo in Persien nicht Unruhen ausgebrochen wären. Um die Einwohner zu bestrafen, verheerte Schah Nadir mit seinen wilden raubsüchtigen Horden das Land, und nach seinem Tode traten eine Menge Herrschsüchtiger auf, die die Schätze und das Reich an sich zu reissen suchten, und die armen Einwohner auf die schrecklichste Weise plagten, aussaugten und ermordeten. Ein Nebenbuhler überwand den Andern, und dies Schicksal hat Persien bis auf die neueste Zeit gehabt. Im Jahre 1796 schätzte man die Anzahl der Einwohner in den sämmtlichen Provinzen Persiens noch auf achtzehn Millionen.

Die verschiedenen Provinzen von Persien weichen in Ansehung des Himmelsstriches und des Bodens sehr von einan-

der ab; Einige sind sehr fruchtbar, Andere sehr unfruchtbar; Einige haben ein kaltes, Andere ein warmes Clima. Man kann daher Persien unter die schönsten, fruchtbarsten und gesundesten Länder rechnen, so wie man auch gerade das Gegentheil davon behaupten kann. Die Anzahl der unfruchtbaren Provinzen aber ist größer als die Menge der ergiebigen Bezirke; ein sehr großer Theil des Landes ist mit Wüsten bedeckt.

Die Gebirge, welche Persien gegen Westen, Norden und Osten umringen, gehören mit zu den höchsten in Asien. Aus diesen großen Gebirgsketten laufen zwar viele einzelne Zweige nach allen Richtungen durch das Innere des Reichs hin. Allein ob gleich Persien viele und hohe Gebirge hat, welche den Verkehr zwischen den Provinzen sehr erschweren, so hat das Innere des Landes doch keinen großen schiffbaren Fluß. Die größten von den Flüssen Persiens laufen alle auf den Grenzen hin, und die Uebrigen verlieren sich beinahe alle entweder in Sümpfen oder in Seen, die aber selten sind, oder in Wüsten, oder werden auf angebauete Felder geleitet, um diese zu bewässern.

Die heißesten und ungesundesten Gegenden in Persien liegen am persischen Meerbusen und am kaspischen Meere. Im ganzen westlichen Asien giebt es kein Land, das so große Salzseen und Salzwüsten hätte wie Persien; überhaupt ist sein Boden, so wie in Aegypten, sehr mit Salz geschwängert. Das persische Salz ist so scharf und beitzend, daß das Fleisch und die Fische, die damit eingesalzen werden, beinahe ihren eigenthümlichen Geschmack verlieren. Auf einer großen Strecke der östlichen Ufer des kaspischen Sees sollen

alle Quellen salzig seyn, hiervon sind blos zwei am Balkangebirge ausgenommen.

Ob nun Persien gleich im Ganzen nicht für fruchtbar gehalten worden, so gehören seine Produkte doch unter die vorzüglichsten und schönsten; und sie verdienen den Vorzug vor allen andern, die in dem übrigen Morgenlande erzeugt werden. Die Seide aus Ghilan, die Baumwolle aus beinahe allen Provinzen, besonders aber aus Mazenderan, die Wolle aus Kerman und Khorasan, die Trauben und Weine von Schiras, der Weitzen aus Kurdistan und Fars, die Melonen aus Khorasan und Balk, die Datteln aus Kreman, die Granatäpfel von Schiras und Yezd, die Pistazien von Cazwin oder Casbin, die Pflaumen aus Balk, die Apricosen aus Ispahan, die Mandeln, Feigen und Nüsse aus allen persischen Provinzen, die Orangen und Blumen in Mazenderan übertreffen alle ähnlichen Produkte, welche das westliche Asien liefert.

Von jeher waren die persischen Pferde nebst den arabischen als die sanftesten, gelehrigsten, gutmüthigsten und ausdauerndesten in Asien bekannt. Der Reisende, Della Valle zieht sie den neapolitanischen sehr weit vor. Der Taback aus Kurdistan und Kerman, die Galläpfel aus dem Erstern, und der Mastix und Weyhrauch aus dem Letztern, die Manna aus Balk, das Opium aus der Gegend von Ispahan, die Rhabarbar aus Khorasan, der Saffran aus Medien und von den südlichen Ufern des kaspischen Sees, selbst die Cassia, Senna, und Assa fötida aus Persien haben entweder ihres Gleichen in Asien nicht, oder geben den Besten in ihrer Art wenig oder gar nichts

nach. In Khusistan wird häufig Zuckerrohr gebauet. Edle Metalle aber hat man in Persien bis jetzt nur in geringer Quantität gefunden; ohnstreitig rührte dies entweder davon her, daß man sich mit ihrem Aufsuchen keine Mühe gab, oder daß man nicht gehörige Kenntnisse besaß, um da Nachforschungen anzustellen, wo sie die Natur in ihrem Schooße verborgen hat.

Persien enthielt ehemals viele berühmte und volkreiche Städte, von denen aber mehrere durch die steten Bürgerkriege jetzt gänzlich verfallen sind, oder doch sehr von ihrem vorigen Flore und ihrer Volksmenge verlohren haben. Doch giebt es auch noch jetzt einige volkreiche Städte, als z. B. Schiras, Ispahan, Tauris u. s. w. in Westpersien, dessen Regent jetzt Tehran zu seiner Hauptstadt gemacht hat. Wir wollen nunmehro einige der vorzüglichsten Städte besuchen, und eine Beschreibung derselben liefern. Den Anfang wollen wir mit Schiras machen.

Schiras.

Schiras, das die Hauptstadt von der Provinz Farsistan oder Fars ist, liegt in einem breiten und ausserordentlich fruchtbaren Thale, das 26 englische Meilen lang und 12 solche Meilen breit und von allen Seiten mit hohen Gebirgen umringt ist. Ihre Polhöhe ist nach Niebuhr 29° 30′ 31″. Von jeher ist sie wegen ihrer reinen Luft berühmt gewesen. Ihre Festungswerke sind für Persien ziemlich gut, und die Stadt ist im Stande, sich lange gegen jede innländische Macht zu vertheidigen, weil man in diesem Lande wenig von groben Geschütz weiß, noch

weniger aber Gebrauch davon macht. Der größte Theil der persischen Armee besteht in Reuterei.

Die Stadt hat sechs Straßen, die man Derwazas heißt; die Eine führt den Namen Derwaza Sadi, weil sie zum Grabmale dieses Dichters führt. Diese Benennung scheint aber zugleich auch ein Beweiß der Verehrung dieses Dichters zu seyn. Jede von diesen Straßen hat eine besondere Wache von hundert und vier Khans oder Offizieren. Diese Wachen sind verpflichtet, alle Personen anzuhalten, die ohne Erlaubniß die Stadt verlassen wollen; entwischt irgend ein persischer Unterthan der Wache, so muß der Offizier mit seinem Kopfe dafür stehen. Bei Sonnenuntergang werden diese Straßen geschlossen, und bei Sonnenaufgang wieder geöfnet: während dieser Zeit darf niemand weder heraus noch hinein.

Innerhalb der Stadt, an dem obern Theile liegt eine Citadelle, die in einem Viereck besteht und achtzig Schritte im Umfange hat. Sie wird von runden Thürmen gedeckt und ist mit einem tiefen aber trocknen Graben versehen, der eben so breit und tief als der Stadtgraben ist. An dem Thore der Citadelle, die bei den Persern der Ark und von Chemin Khan angelegt ist, sieht man ein Gemälde mit sehr lebhaften Farben, das das Gefechte zwischen den berühmten persischen Helden Rustan, und dem Dib Sifihd oder dem weißen Dämon vorstellt.

Schiras hat verschiedene gute Bazars, d. h. bedeckte Marktplätze und Karawanserais, d. h. Herbergsorte für Fremde. Unter den Erstern ist derjenige, den Kerim Khan gebauet hat, und der deshalb des Wäkihls Bazar heißt, bei weitem der schönste. Er be=

steht in einer langen Straße, die sich ungefähr eine englische Viertelmeile weit erstreckt, und ist ganz von Backsteinen erbauet. Oben ist er mit einer Bedeckung versehen. Er ist hoch und hat an beiden Seiten Läden für Handwerker, Krämer und Kaufleute. In diesen Läden stehen allerlei Waaren zum Verkaufe feil. Sie gehören dem Khan (Regenten), der sie monatlich für einen mäßigen Zins an die Kaufleute vermiethet.

Wenn man aus diesem Bazar herauskommt, so gelangt man zu einem sehr geräumigen achteckigten Karawanserai, das von Ziegelsteinen erbauet ist. Der Eingang geht durch einen schönen gewölbten Thorweg. In der Mitte befindet sich ein Platz für die Waaren und das Gepäck, und an den Seiten sind oben und unten bequeme Wohnzimmer für Kaufleute und Reisende. Auch diese Zimmer werden monatsweise für einen mäßigen Preis vermiethet.

Ungefähr in der Mitte des erwähnten Bazars ist ein anderes geräumiges Karawanserai von viereckiger Form, dessen Fronte mit blau und weiß emaillirter Arbeit auf Porzellan Art geziert ist, die einen sehr angenehmen Eindruck macht. Dies Karawanserai ist größer als das erste, und wird meistentheils von armenischen und andern christlichen Kaufleuten besucht.

Ausserdem giebt es in Schiras noch besondere Bazars für die einzelnen Handwerksgesellschaften, z. B. für Goldschmiede, Zinngießer, Färber, Zimmerleute, Tischler, Hutmacher und Schuster. Diese Bazars sind lange, sehr regelmäßig gebauete und bedeckte Straßen.

In Schiras haben die Juden, wie dies an mehrern Orten auch in Europa der Fall ist, ein besonderes Viertel

inne, für das sie der Regierung eine beträchtliche Abgabe bezahlen, und noch überdies öfters Geschenke machen müssen. Die Perser haben einen ausserordentlichen Haß gegen diese Nation; daher benutzt man jede Gelegenheit, Geld von diesen Unglücklichen zu erpressen. Selbst die Jungen auf den Straßen laufen ihnen nach, schimpfen und schlagen sie, ohne daß sich die armen Unglücklichen darüber beklagen dürften.

In einem andern Viertel haben die Hindus ein Karawanserais, für welches sie ebenfalls Abgaben bezahlen müssen. In Schiras giebt es auch eine Münze, wo der gegenwärtige Besitzer, Dschaafar Khan, (1786) Geld prägen läßt. Die Art, wie man dabey verfährt, ist, wie meistentheils im Oriente, sehr einfach. Man legt das Gold und Silber auf einen dazu eingerichteten Stempel, und schlägt mit einem großen Hammer darauf. Und hiermit hat die ganze Operation ein Ende. In der Münze sitzen auch die öffentlichen Serafs oder Geldwechsler, und setzen Gold und Silber um.

Schiras hat mehrere schöne Moscheen, unter welchen sich diejenige vorzüglich auszeichnet, die der verstorbene Kerim Khan erbauet hat. Kein Christ darf hinein, Franklin aber, der persische Kleidung trug, und den man daher nicht erkannte, hatte Gelegenheit, unbemerkt in das Gebäude zu kommen, und das Innere desselben zu besehen. Es ist viereckig, und in der Mitte befindet sich ein steinerner Wasserhälter zu dem nöthigen Waschen, das jederzeit vor dem Gebete vorhergehen muß. An den vier Seiten der Moschee befinden sich gewölbte zur Andacht bestimmte Zimmer, deren Vorderseite zum Theil

mit Porcellanplatten bedeckt ist. Da aber Kerim Khan vor der Vollendung des Werks starb, so hat man die Uebrigen nur mit der oben erwähnten blau und weiß emaillirten Arbeit ergänzt.

An allen Mauern dieser Zimmer sind inwendig verschiedene Sentenzen aus dem Koran in Nes = khi Charakteren geschrieben. Dieser Schriftart bedient man sich jetzt vorzüglich in der Türkei im Schreiben und Drucken. Sie ward im 10 Jahrhunderte von Ebn Mokla erfunden, und von Ebn Bawab verbessert. An dem obern Ende des Vierecks der Moschee sieht man einen großen Dom mit einer Kuppel, den der Wäkihl zu seiner Andacht bestimmt hatte. Er ist ganz mit weissem Marmor getäfelt, und mit dem artigen von blau und Gold nachgemachten Lazursteine geziert. Von dem Dache des Domes hängen drey große silberne Lampen herunter. Hier sind Mullahs oder Priester unaufhörlich mit dem Lesen des Korans beschäftigt. Die Moschee enthält mehrere einzelne gute Zimmer mit Plätzen zu dem Waschen und zu andern gottesdienstlichen Handlungen.

Im Mittelpunkte der Stadt steht eine andere Moschee, die von den Persern Moschidi Nuh oder die neue Moschee genannt wird, ob sie gleich beinahe so alt ist als die Stadt selbst. Es ist ein viereckiges Gebäude von edler Größe, und hat an jeder Seite Betzimmer. In diesen befinden sich verschiedene Aufschriften in alten kufischen Charakteren, die ein hinlänglicher Beweis von dem Alter des Gebäudes sind. Im Mittelpunkte des Vierecks ist eine große Terrasse, auf welcher die Perser des Morgens und des Abends ihre Andacht verrichten. Sie ist von Steinen

gebauet, drittehalben Fuß hoch, und kann gegen 200 Personen fassen. Hier stehen zwei ausserordentlich hohe Cypressen, die nach der Versicherung der Perser 600 Jahr alt seyn sollen. An die Moschee stößt ein Garten nebst Plätzen zu religiösen Reinigungen.

In einem andern Viertel der Stadt befindet sich ein viereckiges Gebäude von sehr beträchtlicher Größe. Dies war vormals eine angesehene Schule, in der man die Wissenschaften und Künste lehrte. Jetzt ist sie sehr verfallen; doch wohnen noch Mullahs und andere Geistliche darin. Schon seit geraumer Zeit aber werden die Wissenschaften in Schiras vernachlässigt, und es scheint auch nicht, daß sie sobald wieder aufblühen werden.

In Schiras giebt es Plätze, die man Zuhr Khana oder Uebungs- oder Stärkungshäuser nennt, und die von den Persern in der Absicht besucht werden, um sich daselbst Bewegung zu machen. Diese Häuser bestehen aus einem einzigen Zimmer, dessen Boden etwa zwei Fuß tiefer ist als die Oberfläche der Erde. Licht und Luft brechen oben durch einige kleine im Gewölbe angebrachte Oeffnungen herein. In der Mitte ist eine viereckige glatte ebne Terrasse von gut geschlagener Erde, und an jeder Seite sind kleine, ungefähr 2 Fuß hoch über die Terrasse erhöhete Alkoven, wo die Musiker und Zuschauer sitzen. Haben sich alle Theilnehmer versammelt, welches alle Freitage mit Tagesanbruch geschieht, so ziehen sie sich bis auf die Mitte des Leibes aus, und legen dann ein paar dicke wollene Beinkleider an. Hierauf nehmen sie zwey hölzerne Keulen in die Hände, die etwa anderthalb Fuß lang und birnenförmig gestaltet sind. Diese Keulen legen sie auf beide

Schultern, und nun bewegen sie sich mit großer Schnelligkeit nach der Musik vor und rückwärts, stampfen dazu mit den Füssen auf den Boden, und strengen alle ihre Kräfte an, bis sie in einen sehr starken Schweiß gerathen. Hat diese Uebung etwa eine halbe Stunde gedauert, so giebt der Vorsteher des Hauses, der jedesmal mit zu der Gesellschaft gehört und den Namen Pelwahn oder Ringer führt, ein Zeichen; alle hören sich sogleich zu bewegen auf, legen ihre Keulen weg, schließen Hand in Hand einen Kreis, und fangen ihre Füße sehr schnell und zwar nach der Musik zu bewegen an, welche während der Zeit sehr lebhaft ist. Haben sie dies eine Zeit lang fortgesetzt, so beginnen sie zu ringen; ehe aber der Wettkampf angeht, wendet sich der Vorsteher des Hauses mit einer besondern Rede an die Gesellschaft, und äussert sich folgendermaßen gegen dieselbe: da sie alle als gute Freunde zusammen gekommen wären, so müßten sie auch wieder so einander verlassen, und bei dem Streite, den sie jetzt anfangen wollten, keine Bosheit oder üble Gesinnung im Herzen hegen; es sey blos auf eine ehrenvolle Nacheiferung und auf einen Wettstreit in der Stärke angesehen, nicht aber auf eine Schlägerei u. s. w. Diese Rede wird von der ganzen Gesellschaft mit Beifall aufgenommen. Hierauf fangen die Ringer den Kampf an, wobey der Vorsteher immer den Herausforderer macht, und da er eine große Uebung besitzt, so wird er gemeiniglich Sieger, und wirft jeden von der Gesellschaft zwei bis dreimal zu Boden. Doch findet er auch bisweilen jemand, der ihm gewachsen ist. Die Zuschauer bezahlen etwas, und werden dafür während der Zeit mit Kaffee und einem Kalian erfrischt. Ein Kalian ist ein Apparat zum Tabakrauchen

nach persischer Art, wobey der Rauch erst durch Wasser gehen muß. Diese Uebungen erhalten nicht allein die Gesundheit, sondern stärken auch die Kräfte.

In Persien ist das Baden, wie in den meisten Morgenländern, sehr gewöhnlich, und die persischen Bäder sind sehr bequem eingerichtet. Sie verdienen daher mit Recht eine Beschreibung. Diese Bäder bestehen gemeiniglich aus zwei großen Zimmern, von denen das eine zum Auskleiden, das andere aber zum Baden bestimmt ist. An den Seiten des Erstern sind steinerne zwei Fuß hohe Bänke, auf denen Matten und Teppiche ausgebreitet liegen. Hier sitzen die Badegäste, wenn sie sich auskleiden, und gehen von da durch einen langen schmalen Gang in das Bad. Dies ist ein großes achteckiges Zimmer, das oben mit einer Kuppel versehen ist, durch welche Luft und Licht Zutritt erhalten. An den Seiten dieses Zimmers sind kleine ungefähr einen Fuß hoch über die Erde erhöhete Platteformen, auf denen die Leute, die sich baden wollen, vorher ihre Andacht verrichten, welches die Perser niemals unterlassen. An dem obern Ende des Zimmers ist ein großes von Steinen gemachtes Becken, oder ein Wasserbehälter, der durch unten angebrachte und mit eisernen Gittern belegte Oefen wohl geheitzt wird. Dabei steht aber auch ein anderes Becken mit kaltem Wasser. Der Badegast hat daher die Wahl, ob er sich mit warmem oder kaltem Wasser baden will. Wenn er aus dem warmen Bade steigt, welches gemeiniglich nach 10 bis 12 Minuten geschieht, so stehen die Aufwärter bereit, ihn tüchtig zu durchreiben. Er legt sich daher in dieser Absicht der Länge nach auf den Rücken; unter dem Kopfe befindet sich ein Kissen. Hierauf nimmt man eine kameelhaarne Bürste, mit der

man allen Schmuz vom Körper gänzlich abreibt. Ist dies geschehen, so spült man den ganzen Leib mit einigen Becken warmen Wassers ab. Alsdann führt man den Badegast wieder ins Ankleidezimmer; wo er geruhig ein Hemde anzieht, sich ankleidet und ein Kalian zum Rauchen bekommt.

Die Perser verwehren den Fremden so viel als möglich allen Zutritt zu ihren Bädern, welches die übrigen Morgenländer nicht thun. Erfährt man z. B., daß jemand kein Mahomedaner oder ein Europäer ist, so schickt man ihn wieder aus dem Bade fort. Durch Geschenke kann man jedoch bisweilen Zutritt zu demselben erhalten. Ein Engländer, Namens Jones, gieng einstmals des Abends nach einem Bade; schon hatte er sich ausgekleidet, als der Wirth bemerkte, daß er ein Europäer sey, worauf er zu ihm sagte, daß er sich sogleich wieder entfernen müsse: denn wenn man erführe, daß er einen Feringiy (nicht mahomedanischen Europäer) zugelassen hätte, so würde er seine Nahrung und seinen guten Ruf verlieren.

Im Frühlinge schmückt man in Persien die Bäder schön aus. Man streuet eine Menge Blumen in dieselben; dies thut man acht bis zehn Tage lang, die Gäste werden mit Musik, Tanzen, Kaffee, Sorbet u. s. w. und zwar alles auf Kosten des Herrn des Bades bewirthet. Die Bäder werden den einen Tag von Mannspersonen, und den andern von Frauenzimmern gebraucht. Gewöhnlich badet sich der Perser einmal in jeder Woche oder in höchstens zehn Tagen. Das von Kerim Khan erbauete Bad ist besonders schön, dasselbe wird blos von Personen von höherem Range besucht.

Im Mittelpunkte der Stadt und zwar dicht an der oben erwähnten neuen Moschee, oder Mudschidi Nuh

steht ein sehr beträchtliches Gebäude, das bei den Persern Schah Tscherag oder des Königs Lampe heißt. Sie sehen es als einen der heiligsten Oerter um Schiras an, da es dem Bruder eines ihrer Imans oder Sektenstifter zum Mausoleum dient. Es ist sehr alt.

Unter die merkwürdigen Oerter um Schiras herum gehört das Grab des berühmten und beliebten persischen Dichters, Hafiz, das etwa 2 englische Meilen von den Mauren der Stadt auf der Nordostseite liegt. Es steht in der Mitte eines großen Gartens, in dem man verschiedene Cypressen von ausserordentlicher Schönheit und Größe und von sehr hohem Alterthume zu sehen bekommt. Während des Frühlings und Sommers wird das Grab häufig von den Einwohnern der Stadt besucht, die sich hier mit Schachspie-spielen, Tabacksrauchen und andern Spielen belustigen oder in Hafiz Werken lesen, der bey ihnen in größerer Achtung als irgend ein anderer Dichter steht. Sie verehren ihn beinahe göttlich, und sprechen jedesmal mit dem größten Entzücken und dem lebhaftesten Enthusiasmus von ihm. Auf dem Grabe des Dichters liegt eine sehr schöne Abschrift von seinen Werken zum Ansehen und Lesen für jedermann. Hier kommen die vornehmsten jungen Leute aus der Stadt zusammen, zeigen alle mögliche Hochachtung gegen ihren Lieblingsdichter, und bringen ihm zu Ehren reichliche Opfer von dem köstlichen Schirasweine. Dicht an dem Garten fließt der Strom Roknabad hin, der in Hafiz Werken so gepriesen wird: er ist jetzt ein kleines Flüßchen, und entspringt auf den nordöstlich gelegenen Bergen.

Etwas nordöstlich von dem Grabe des Dichters Hafiz steht ein prächtiges Gebäude, das bey den Persern Heft

Tün oder die sieben Leiber heißt. Es hat seinen Namen wegen sieben Derwischen, (mahomedanischer Mönche) die aus einer großen Ferne herkamen, und sich hier niederließen. Sie blieben so lange an diesem Orte, bis sie insgesammt starben. Einer begrub den Andern, und der Letzte wurde von den anwohnenden Leuten begraben. Zum Andenken dieses Vorfalles hat Kerim Khan eine schöne Halle mit daran stoßenden Zimmern aufgeführt. Ueber den Thüren der Halle stehen die Bildnisse der beiden berühmten persischen Dichter, Hafiz und Sadi, in Lebensgröße. Hafiz, ist in alt persischer Tracht gekleidet, und Sadi trägt ein langes geistliches Kleid. Einige englische Meilen davon befindet sich des Letztern Grabmahl, das am Fuße eines Berges, der Schiras gegen Nordosten begrenzt, liegt, und in einem großen viereckigen Gebäude besteht. Sadi lebte vor ungefähr sechshundert Jahren, und seine Werke stehen wegen der moralischen Gesinnung, die darin weht, und der vortreflichen Lehren, die sie enthalten, bei allen morgenländischen Völkern in großem Ansehen. Ueber dem Grabe ist ein Deckel von schwarzem mit Gold gemahltem Holze, woran Eine von den Oden des Dichters steht; hebt man diesen Deckel weg, so sieht man den leeren steinernen Sarg, in welchem er begraben war. Sadis Verehrer, die dies Denkmal besuchen, bestreuen ihn sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadis Werken, und an den Mauren sieht man verschiedene persische Verse, die solche Personen dahin geschrieben, welche von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Das Gebäude befindet sich jetzt in schlechtem Zustande; man findet nahe dabei einige Gräber verschiedener frommer Leute, die

auf ihr eigenes Verlangen hier beerdigt worden sind. Etwas links davon befindet sich unter der Erde ein sehr merkwürdiger Kanal. Man steigt auf einer Treppe von 70 steinern Stufen hinunter, und wird durch ein schönes achteckigtes Gebäude überrascht, durch welches der Kanal hinfließt. Es ist ganz von Steinen, und ob es gleich schon seit langer Zeit steht, so ist es doch gänzlich unbeschädigt. An den Seiten des Gebäudes sind kleine Alkoven, wo die Perser, die dahin kommen, Tabak rauchen, und wo es selbst in den heissesten Sommertagen völlig kühl und erfrischend ist.

Es giebt um Schiras herum noch mehrere merkwürdige Gebäude, die aber in ihrer Bauart mit den bisher erwähnten viele Aehnlichkeit haben, und daher keiner besondern Erwähnung verdienen. Die Kuppeln und Seiten der Dome dieser Gebäude sind gewöhnlich mit blau und goldemaillirter Arbeit geziert, worin es die Perser allen morgenländischen Nationen zuvorthun. Diese Arbeit hat für das Auge durch die lebhaften Farben einen großen Reitz, und die Letztern übertreffen alles, was man von dieser Art in Europa macht; ja sie sind eben so schön als die chinesischen.

Unter mehrern gemeinnützigen Werken bauete Kerim Khan in der Nachbarschaft von Schiras mehrere Sommerhäuser. Die Gärten, in denen sie stehen, sind auf eine sehr angenehme Art angelegt, ob sie gleich sehr von unsern Begriffen eines schönen Gartens abweichen. Sie bestehen gemeiniglich um des Genusses des Schattens willen aus langen schmalen Gängen, die auf beiden Seiten mit Sykomoren und Cypressen bepflanzt sind. In der Mitte befinden sich Blumenbeete, und hin und wieder auch steinerne Springbrunnen, wodurch sie noch kühler und schöner werden. An

den Seiten der Mauren sieht man Gerüste von Holz, die oben mit dünnen Latten bedeckt sind, und an diesen wachsen Weinstöcke, welche sehr angenehme Lauben bilden. Kerim Khan verwendete den größten Theil seines Lebens darauf, Schiras, das er als seine Hauptresidenz ansah, mit allem demjenigen zu verschönern, was ihn bey seinen Untertbanen angenehm machen konnte. Die Perser fühlen seinen Verlust sehr stark; besonders segnet die mittlere und untere Klasse sein Andenken.

Die Landesreligion von Persien ist die mahomedanische; allein es werden auch Christen, Juden, Banianen, Gebern oder Parsen (Feueranbeter) geduldet. Die mahomedanische Religion zerfällt in zwey Hauptsekten, in die Sunniten oder Anhänger Omars, und in die Schüten oder Anhänger Ali's. Die Türken sind Sunniten und die Perser größtentheils Schüten, und weichen daher in manchen Stücken von den Erstern ab.

In Ansehung des Heurathens beobachten die mahomedanischen Perser folgende Gebräuche: wenn sich die Eltern eines jungen Mannes entschlossen haben, ihm eine Frau zu geben, so sehen sie sich unter ihren Verwandten und Bekannten nach einer schicklichen Parthie für ihn um. Machen sie eine solche ausfindig, so laden die Eltern, bisweilen auch die Schwester des jungen Mannes eine Gesellschaft von ihren Freundinnen ein; dann geht man nach der Wohnung der Person, die man sich ausgewählt hat. Hier beginnt man ein Gespräch, bringt das Anliegen vor, und hält um die Tochter an. Ist der Vater derselben mit dem Antrage zufrieden, so läßt er augenblicklich Zuckergebackenes hereinbringen. Dies sieht man als ein bestimmtes Zeichen seiner Einwilligung an, und die Gesellschaft

nimmt Abschied. Einige Tage darauf kommen die Frauenzimmer aus der Familie des Mannes in dem Hause der bestimmten Braut zusammen. Nunmehro setzt man die Bedingungen fest, und von Seiten des Bräutigams werden die gewöhnlichen Geschenke versprochen. Befindet er sich in mittelmäßigen Umständen, so bestehen dieselben gemeiniglich aus zwey vollständigen kostbaren Anzügen, einem Ringe, einem Spiegel und einer kleinen Summe baaren Geldes, die Mehr und Kawien, d. h. Heurathsgut heißt, welche ausdrücklich in der Absicht gegeben wird, um der Frau im Falle einer Ehescheidung Sicherheit zu geben. Auch sorgt man für Teppiche, Matten, Betten, Lebensmittel u. s. w. Alsdann setzt man einen Heurathscontrakt auf, den der Kadi oder Richter und in dessen Abwesenheit ein Mullah oder Priester unterschreibt. Diese Schrift nennen die Perser Akad Bundir, d. h. den Bindungsvertrag. Dieser wird von den beyderseitigen Vätern, so wie von dem Kadi und Mullah unterzeichnet und besiegelt, und dann dem Vater der Braut übergeben, dem er im Falle einer Ehescheidung als Urkunde dient, um auf die Vollziehung des Heurathsvertrages zu dringen.

Nach dieser Ceremonie wird die Ehe als völlig geschlossen betrachtet. Man muß übrigens bemerken, daß man den Töchtern nicht wie bey uns Etwas mit giebt. Nun ist blos noch die Hochzeitfeyer übrig, die gewöhnlich den zweyten oder dritten Tag nach der Unterzeichnung des Heurathsvertrages auf folgende Art begangen wird: die Nacht vorher versammeln sich die Freunde und Verwandten der Braut in ihrem Hause und haben Musik, Tänzerinnen und andere Zeichen von Festlichkeiten bey sich. Diese

Nacht nennt man Scheb Hennah Bundih, oder die Nacht, in der die Hände und Füße der Braut mit der im ganzen Morgenlande bekannten Henne gefärbt werden *). Ehe diese Ceremonie vor sich geht, schickt der Bräutigam eine beträchtliche Menge von dieser Pflanze nach der Wohnung seiner Braut. Diese wird vor dem Färben ins Bad geführt, und dann wieder in ihre Wohnung zurück gebracht. Hierauf färbt man ihr Hände und Füße, und bemahlt ihr zugleich die Augenbraunen und die Stirn mit einem gepulverten Präparat von Spießglas, das man Surma nennt. Ist dies geschehen, so schickt man die Ueberreste von der Pflanze dem Bräutigam wieder zu, an welchem alsdann seine Freunde eine gleiche Operation verrichten. In der Hochzeitnacht endlich versammeln sich die Freunde und Freundinnen des jungen Paares in dem Hause der Braut, um sie ihrem künftigen Ehemanne zuzuführen. Sie sind von allen Arten Musik und Tänzerinnen begleitet, alle haben ihre besten Kleider an, und die Frauenzimmer sind mit einem rothseidenem Schleyer verhüllt. Die Geschenke, die der Bräutigam seiner Braut gemacht hat, werden sämmtlich in offene Kasten gelegt, auf denen rothe seidene Decken liegen, und die von Mannspersonen auf den Schuldern getragen werden. Man wartet einige Zeit an der Thüre; dann führt man die Braut herbey, die vom

*) Die Henne oder Hennah ist lawsonia inermis. Ihre Blüthen haben einen sehr angenehmen Geruch, und die Frauenzimmer tragen im Morgenlande gern Sträußer davon. Die Schminke, die man davon verfertigt, bereitet man auf folgende Art: man zerreibt die getrockneten Henneblätter, feuchtet diesen Staub mit Wasser an, und färbt mit diesem Teige Nägel u. s. w.

Kopfe bis zu den Füßen mit einem Schleyer von rother Seide oder gemahltem Musselin bedeckt ist. Hierauf setzt sie sich auf ein Pferd, das ihr der Bräutigam geschickt hat. Sobald sie darauf sitzt, hält ihr Eines von den Brautmädchen den ganzen Weg über bis zur Wohnung ihres Bräutigams einen Spiegel vor, um sie gleichsam zu erinnern, sie sehe sich jetzt zum letztenmale als Jungfer an. Nun bricht der Aufzug in folgender Ordnung auf: erst kommt die Musik nebst den Tänzerinnen; dann die Geschenke auf die oben erwähnte Art, hierauf die Anverwandten und Freunde des Bräutigams, welche jauchzen und jubeln und einen gewaltigen Lerm machen; nun folgt die Braut, die von allen ihren Freundinnen und Verwandtinnen umgeben ist, von denen Eine das Pferd beim Zügel führt, und den Beschluß machen einige Personen zu Pferde.

Vor dem Hause des Bräutigams wird die Prozession an der Thüre von dessen Eltern erwartet, und dann die Treppe hinauf geführt. Die Braut geht nun ins Zimmer und der Bräutigam, der sich an dem obern Ende desselben befindet, macht eine tiefe Verbeugung. Gleich darauf nähert er sich der Braut und umarmt sie. Nun begeben sich beide bald in ein besondres Zimmer, und werden, wenn sie zur Gesellschaft zurückkehren, mit großen Freuden empfangen. Hierauf läßt sich alles zum Abendessen nieder; die Mannspersonen essen mit dem Bräutigam in einem besondern Zimmer, so wie die Frauen mit der Braut in einem Andern: denn das Herkommen gestattet nicht, daß beide Geschlechter bei dieser Gelegenheit zusammen essen. Die Belustigungen bei einer Hochzeit dauern gewöhnlich acht bis zehn Tage.

Ist der junge Mann nach der Verheurathung mit seiner Frau nicht zufrieden, so kann er sich wieder von ihr scheiden, da das mahomedanische Gesetz jeden Mann berechtigt, seine Frau, sobald er will, zu verstoßen. In diesem Falle giebt er ihr alles, was er ihr vor der Heurath versprochen hat, und fodert den Contrakt von ihren Anverwandten zurück. Bekommt der Mann nachher wieder Zuneigung zu ihr, so kann er sie auch wieder heurathen, und dies zwar dreimal hinter einander; nur muß er jedesmal den Contrakt wieder erneuern. Will aber jemand seine dreimal von ihm geschiedene Frau wieder heurathen, so muß sie erst 40 Tage lang mit einem andern Manne zu Bette gehen, und wieder von diesem geschieden werden, ehe sie ihr erster Mann wieder heurathen kann. Es ist aber selten der Fall, daß ein Mann seine geschiedene Frau wieder heurathet, weil er alsdann von seinen Nachbarn wenig geachtet wird.

Bisweilen schließen die Eltern in Persien schon Ehen, wenn das für einander bestimmte Paar noch sehr jung ist. Die Heurath wird zwar erst mehrere Jahre darauf förmlich vollzogen, allein das verlobte Mädchen kann sich nicht ohne Einwilligung ihres Bräutigams wieder von demselben scheiden. Auf eben diese Art ist auch der Bräutigam gebunden.

In Persien muß eine Wittwe bis vier Monate nach dem Tode ihres Mannes warten, ehe sie sich wieder verheurathet.

Bei dem Namengeben der Kinder beobachtet man folgende Ceremonie: den dritten oder vierten Tag nach der Niederkunft versammeln sich die Freunde und Verwandten

der Kindbetterinn in ihrem Hause, und bringen Musik und Tänzerinnen mit, die sie zu diesem Zwecke gemiethet haben. Ist eine Zeit lang gespielt und getanzt worden, so holt man einen Mullah oder Priester herbei, der das Kind in seine Arme nimmt und die Mutter fragt, welchen Namen sie demselben geben will. Sobald er den Namen weiß, fängt er zu beten an, legt dann nachher kurze Zeit seinen Mund dicht an das Ohr des Kindes, nennt es drei verschiedene mal mit dem angebenen Namen, und sagt ihm dabei: es solle seinen Eltern gehorsam seyn, den Koran und den Propheten verehren, und sich alles dessen enthalten, was dem Gesetze zuwider, und alles das thun, was gut und löblich sey. Nun sagt er das mahomedanische Glaubensbekenntniß her, daß es ausser Gott keinen Gott gebe, und daß Mahomed sein Prophet sey, und giebt alsdann das Kind der Mutter wieder zurück. Hierauf wird dann die Gesellschaft mit Confekt und andern Erfrischungen bewirthet; die anwesenden Frauenzimmer stecken jederzeit einen Theil davon ein und nehmen ihn mit, weil sie dies für ein unfehlbares Mittel halten, selbst fruchtbar zu werden: denn im Morgenlande hält es eine Frau für eine Schande, keine Kinder zu haben.

Die Beschneidung wird in Persien gemeiniglich binnen vierzig Tagen nach der Geburt des Kindes vorgenommen, weil während dieses Zeitraums weniger Gefahr damit verbunden ist als späterhin. Bei Einigen aber verrichtet man diese Operation auch nicht vor dem siebenten oder achten Jahre; allein sie muß durchaus vor dem vierzehnten geschehen, weil sie nach dieser Zeit für ungesetzmäßig gehalten wird. Bei dieser Gelegenheit laden die Eltern des

Kindes ihre Anverwandten und Freunde zu einem Schmauße ein.

Vornehme Personen begeben diese Operation ausserordentlich prächtig. Sie stellen allerhand Festlichkeiten an, und suchen diesen Tag auf alle mögliche Art zu verherrlichen.

Die Leichenbegängnisse werden in Persien bei den Mahomedanern auf die nämliche Art begangen, wie in andern mahomedanischen Ländern. Beim Tode versammeln sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen, und stoßen beim Leichname laute Wehklagen aus: dann wäscht man diesen, legt ihn nicht etwa in einen Sarg, sondern auf eine bloße Bahre, bringt ihn ausserhalb der Stadt nach dem Todtenacker. Den Leichnam begleitet ein Mallah oder Priester, der den ganzen Weg über Stellen aus dem Koran singt. Begegnet etwa irgend einem Muselmann der Leichenzug, so verbinden ihn die Vorschriften seiner Religion, nach der Bahre hinzueilen, seinen Beistand bei der Beerdigung anzubieten, und zu gleicher Zeit: la Illa Ill. Lilla, d. i. „es ist kein Gott ausser Gott" auszurufen. Nach der Beerdigung kehren die Verwandten des Verstorbenen wieder nach dem Trauerhause zurück; die Frauenzimmer der Familie machen dann ein Gemisch von Weitzen, Honig und Gewürzen, essen dies zum Andenken des Verstorbenen, und schicken auch ihren Freunden und Bekannten einen Theil davon, damit diese ihm gleiche Ehre erweisen.

Die Perser hängen in manchen Stücken noch sehr an der Denkart roher ungebildeter Nationen. So beobachten sie sehr genau den Blutpreiß oder das barbarische eigenmächtige Wiedervergeltungsrecht, das bei ihnen Deirut

heißt: der Koran hat dies geboten. Ermordet daher in Schiras Einer den Andern, so muß er entweder in Gelde oder in andern Sachen ein Deirut von achthundert Piastern *) an die Verwandten des Getödeten bezahlen. Wenn aber die Letzteren das Geld nicht annehmen, welches in ihrer Willkühr steht, so muß der Mörder dem nächsten Anverwandten des Getödeten ausgeliefert werden. Dieser bringt ihn ohne Umstände um, und opfert ihn den Manen des Ermordeten. Entwischt aber der Mörder, so gerathen die Familien in Streit; beide leben so lange mit einander in Feindschaft, bis entweder durch die Entrichtung des angeführten Blutpreißes oder durch die Erhaschung und Auslieferung des Mörders volle Genugthuung gegeben ist. Dies zieht öfters sehr blutige Folgen nach sich. Doch giebt es eine Art von Aussöhnung, die darinn besteht, daß z. B. die Anverwandten des Mörders dem Sohne des Getödeten eine Tochter oder Nichte des Thäters als den Blutpreiß zur Ehe geben.

In Schiras herrscht so wie in andern großen Städten von Persien, in mancher Hinsicht eine strenge Polizeiaufsicht. Bei Sonnenuntergang werden die Straßen geschlossen. Niemand kann weder aus denselben heraus, noch in dieselben hineingehen. Die Schlüssel bekommt jedesmal der Gouverneur oder Hakim, bei dem sie bis an den Morgen bleiben. Des Abends werden die Trommeln zu drei verschiedenenmalen, nämlich um 8, 9 und 9½ Uhr gerührt. Ist dies das drittemal geschehen, so wird jeder, den man noch auf der Straße antrift, von dem Polizei-

*) Der Piaster beträgt hier etwan 17 gr. sächsisch.

richter (Daroga) oder seinen Leuten sogleich ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Den Morgen darauf führt man ihn zu dem Hakim, und kann er sich nicht mit triftigen Gründen rechtfertigen, so bekommt er entweder die Bastonade, oder er muß eine Geldstrafe erlegen.

Alle bürgerlichen Streitigkeiten werden vor dem Kadi entschieden; geistliche aber, besonders Ehescheidungen schlichtet der Schech al Sollahm, d. h. das Haupt der Gläubigen, der eine ähnliche Würde als der Mufti in der Türkei hat. Die Justitz wird in Persien auf eine sehr schnelle Art verwaltet, und der Ausspruch, mag er ausfallen, wie er will, wird sogleich auf der Stelle vollzogen. Den Diebstahl bestraft man gemeiniglich mit dem Verluste der Nase und Ohren: den Straßenräuber mißhandelt man auf die grausamste Weise; man schneidet ihm den Bauch auf, hängt ihn in diesem Zustande auf einem öffentlichen Platze an einem Galgen zur Schau auf, und läßt ihn so lange hängen, bis er unter den schrecklichsten Quaalen den Geist aufgegeben hat. Ueberhaupt sind die Strafen wie bei jedem ungebildeten Volke eben so mannichfaltig als grausam, und man fühlt schon beim Gedanken daran ein Schaudern.

Die Perser beobachten streng die religiösen Vorschriften: während des Ramadans *) fasten sie sehr pünktlich. Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch halten sie eine Mahlzeit, und von da an bis zu Sonnenuntergang genießen sie nicht das geringste wieder. Rauchen sie etwa bei Tage eine Pfeife Taback oder kommt nur ein Tropfen

*) Dieser ist der neunte Monat im mahomedanischen Jahre.

Wasser an ihre Lippen, so sehen sie das Fasten als gebrochen und als ungültig an. Freilich halten sie sich des Nachts für diese Entbehrung bei Tage schadlos; allein wenn der Monat Ramazan mitten in den Sommer fällt, (und dieß ist der Fall, da die Mahomedaner nach Mondenjahren zählen) wo der Tag sehr lang ist, so ist dies Fasten sehr beschwerlich, besonders für solche Personen, die bei Tage arbeiten müssen. Noch härter aber wird dasselbe dadurch, daß sie so gar einige Nächte im Gebete zubringen müssen. Auf diese Art feiern die Perser vorzüglich zwei Nächte: die Eine ist diejenige, in welcher ihr Prophet Ali an einer Wunde starb, die ihm ein Mörder drei Tage vorher beigebracht hatte; die Andere ist die, (des 23sten Ramazan) in welcher nach ihrer Versicherung der Engel Gabriel den Koran vom Himmel gebracht, und ihn dem Propheten überliefert hat. Beide Nächte bringen die Perser gänzlich im Gebete zu; fromme Personen wenden auch ausserdem den ganzen Monat hindurch einige Tage auf die Lektüre des Korans. Von diesem Fasten sind blos Frauenzimmer, die sich in gewissen ihrem Geschlechte eigenthümlichen Umständen befinden, sehr alte Personen, Kranke und Kinder unter 14 Jahren ausgenommen. Auch Reisende, die sich wirklich unterweges befinden, brauchen das Fasten nicht zu halten, allein sie müssen dies nachholen; sie müssen eine gleiche Anzahl von Tagen, als sie unterließen, in einem andern Monate fasten. Allein die Perser glauben, daß ein Fasten im Monat Ramadan Gott angenehmer sey, als wenn man das ganze Jahr hindurch faste. Diesen Monat nennen die Perser vorzugsweise: al Mubarik, d. h. den Gesegneten, und versichern, jeder Mahomedaner, der während desselben strebe,

komme ganz gewiß ins Paradies, indem sie wähnen, daß alsdann auf Gottes Befehl die Straßen des Himmels geöffnet sind. Recht andächtige Leute fangen dies Fasten sieben bis acht Tage vor dem Ramazan an, und Einige setzen es auch noch in den folgenden Monat hinein fort.

Ein anderes Fest wird in dem darauf folgenden Monate, in dem Schuwahl, gefeiert, das bei den Persern Eide Korban, d. h. das Opferfest heißt, weil an diesem Tage Abraham seinen Sohn Isaak geopfert haben soll. Einige Tage vor diesem Feste kauft jede Familie ein schönes fettes Schaaf, das zum Opfer bestimmt ist, und das Gosefund Korban oder Opferschaaf heißt. Dies Schaaf wählt man sehr sorgfältig aus, es muß ohne Flecken oder Makel seyn, um Isaaks Reinheit zu bezeichnen. Ist das Fest eingetreten, so schmückt man das Schaaf mit Bändern, Glaskorallen und andern Zierathen aus; auch färbt man ihm den Kopf, die Beine und verschiedene andere Theile des Körpers mit Henne. Die Nachbarn besuchen einander und wünschen einander ein glückliches Fest. Wenn man das Opferthier geschlachtet hat, so schickt man seinen Freunden und den Armen Stücke davon zum Geschenke. Einige Familien behalten gar nichts davon für sich: jeder Mahomedaner ist vermöge seiner Religion verpflichtet, wenigstens einen Theil den Armen zu geben, die dann gemeiniglich eine gute Mahlzeit halten können. Der ganze Tag wird mit großer Feierlichkeit begangen. Bei Personen von höherem Range werden folgende Ceremonien beobachtet: der Khan, oder wenn dieser abwesend ist, der Beglerbeg, begiebt sich in einem feierlichen Aufzuge nach dem Opferplatze, der ausserhalb der Stadt liegt, und Corban Gah heißt. Ein hierzu besondres gewähltes Lieb-

lingskameel, das prächtig geschmückt ist und das man als heilig ansieht, wird mit geführt; wenn man auf dem Platze anlangt, so stößt der Khan dem Thiere eine Lanze durch die Brust; dann drängt sich die umstehende Menge hinzu und reißt sogleich das Thier in tausend Stücke. Denjenigen hält das Volk für höchst glücklich, der sich nur das kleinste Stück davon verschaffen kann: denn man sieht dasselbe als einen großen Segen und als eine unfehlbare Vorbedeutung von künftigem Glücke an. Hierauf kehrt der Zug nach der Stadt zurück, wo man vor dem Pallaste ein Gerüste errichtet hat. Hier wird das Volk von Seiltänzern, Sängern und Sängerinnen, Luftspringern, Widdergefechten und andern Belustigungen unterhalten. Alle Perser wissen ein Lied auf diesen Tag auswendig, und singen es ab, so wie sie durch die Straßen gehen, wobei aus jedem Gesichte Frohsinn und Zufriedenheit blickt.

Klima und Jahreszeiten in Persien.

Da Persien ein so großes und gebirgiges Land ist, so kann man sich leicht vorstellen, daß sowohl die Wärme und die Kälte als auch die Witterung überhaupt sehr verschieden ist; denn das Klima eines Landes wird nicht blos durch seine Lage im Verhältniß zum Aequator, und durch Licht und Luft, sondern auch durch seine innere Beschaffenheit, z. B. durch seine Berge, Seen, Wälder, durch seine Lage an Meeren u. s. w. bestimmt. Alles dies wirkt auf den atmosphärischen Zustand der Luft ein, und bewirkt das besondere Klima einer Gegend. Schon Xenophon läßt den jungen Cyrus sagen: „das Reich meines Vaters ist so

groß, daß man es an dem einen Ende nicht vor Frost, am dem Andern nicht vor Hitze aushalten kann.“ Diese Bemerkung paßt auch noch auf das jetzige Persien, und man kann mit Recht sagen, daß man in Persien immer Sommer und Winter zu gleicher Zeit hat. Auf der Mittagsseite der Berge hat man niemals Winter, und auf der entgegengesetzten Nordseite nur wenig Sommer. Beinahe jede Provinz unterscheidet sich von der Andern durch die Verschiedenheit der Luft und Witterung. Wo es kalt ist, da ist es auch zugleich trocken, aber nicht umgekehrt, wo es warm ist, da ist es nicht immer trocken. Wärme und Trockenheit herrschen längs dem persischen Meerbusen hin. In diesem Landesstriche giebt es Gegenden, wo die Hitze unerträglich groß ist. Die Einwohner verlassen daher in den 4 Sommermonaten ihre Wohnungen auf den Ebenen, und ziehen sich auf die Gebirge. Die Reisenden treffen alsdann in den Dörfern dieser Gegend keinen Menschen an. Die Luft ist an den an der See gelegenen Orten unerträglich heiß und ungesund; wer nicht daran gewöhnt ist, wird sogleich krank davon. Die Krankheit endigt sich gemeiniglich mit dem Tode. Man sucht zwar gegen diese ungesunde Beschaffenheit der Atmosphäre eine Zuflucht in Thälern, auf Bergen und in Dattelwäldern, allein der Aufenthalt in den letztern soll ebenfalls nichts weniger als gesund seyn.

Große Wärme und große Feuchtigkeit, wenn beide zu gleicher Zeit eintreten, machen meistentheils eine Gegend ungesund. Dies ist der Fall mit den Orten, die am kaspischen See liegen, besonders mit dem Theile, der heut zu Tage Mazenderan heißt. Vom Oktober bis in den May hingegen, wo keine zu große Hitze herrscht, ist dies das herrlichste

Land. Chardin hielt sich im Februar daselbst auf, und war ganz bezaubert von dessen Schönheiten und Annehmlichkeiten. Das ganze Land schien ihm ein großer Garten zu seyn. Die Landstraßen glichen Alleen, die mit Orangenbäumen bepflanzt waren. Er fand die herrlichsten Früchte, guten Wein, und viel Wildpreet. Das üppige Wachsthum der Naturprodukte verrieth zwar die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Landes, allein das bleiche kränkliche Ansehen der Einwohner war zugleich das Kennzeichen der ungesunden Luft, in welcher sie lebten und die sie einathmeten. Vor Abas des Großen Zeiten war der ganze Bezirk Mazenderan eine wahre Wüste; dieser Fürst brachte eine Menge Einwohner aus Georgien und Armenien dahin, die sie sich daselbst anbaueten. Wäre das Land nicht so fruchtbar, so würde es schon längst wieder verlassen seyn. Von dem May an wird die Hitze so groß, daß nicht nur die kleinen Bäche, sondern auch große Ströme austrocknen. Ob nun gleich eine große Trockenheit daselbst ist, so fällt doch in der Nacht ein so starker Thau, daß, wenn man des Nachts ein Tuch in die freie Luft hängt, dasselbe des Morgens durch und durch naß ist. Wegen dieser Feuchtigkeit und Wärme der Atmosphäre wird jede Eisen- und Stahlwaare sogleich mit Rost überzogen: die Einwohner haben daher in dieser Gegend keine andern Gewehre als Aexte, weil die Degen in der Scheide einrosten, und die Sehnen an den Bogen weich und schlaff werden. Hiervon erzählt man sich folgende Geschichte. Ein Courier, der einen Bogen und Säbel hatte, kam von Mazenderan nach Ispahan. Als er hier anlangte, nahm Einer von den Hofleuten seinen Bogen, um ihn zu probiren, als er aber fand, daß derselbe so schlaff sey, so rief er spöt-

tisch aus: Ey! mein Herr Courier, Sie haben ja einen Bogen, den ein Kind spannen kann. Das kann seyn, erwiederte der Courier; allein wenn Sie so stark sind, so versuchen Sie einmal meinen Degen aus der Scheide zu ziehen.

Ob nun gleich die Luft in Persien am kaspischen See hin feucht ist, so ist dies doch nicht mit andern Gegenden dieses Landes der Fall. Diese sind vielmehr sehr trocken, weil es an großen Flüssen und Seen gebricht. Im Innern des Reiches ist auch die Luft rein und gesund, wie man es aus dem gesunden Aussehen der Perser schließen kann. Blos an den Grenzen nach dem kaspischen See und dem persischen Meerbusen hin, ist die Luft während der heißen Jahreszeit ungesund.

Wegen der Trockenheit der Luft fällt in Persien wenig Regen. Den ganzen Sommer hindurch sieht man im Innern Persiens beinahe gar keine Wolke. Die Luft ist hier äusserst heiter, klar und trocken; legt man des Abends ein Stück Papier in die freie Luft, so findet man dasselbe des Morgens noch eben so trocken, als man es des Abends hingelegt hat. Die Blätter auf den Bäumen, die Pflanzen auf den Feldern enthalten beinahe gar keine Feuchtigkeit. Um Ispahan ist der Boden so locker, daß er von einigen Tropfen Regen ganz durchfeuchtet wird; allein die Sonne darf auch nur wieder eine Viertelstunde scheinen, so ist es auch wieder gänzlich trocken. In der Gegend von Hamadan bemerkt man sogar, daß die Trockenheit der Luft allen Schweiß verhindert, oder sogleich verschlingt.

Ob nun gleich der Himmel in den innern Provinzen von Persien im Sommer beinahe gänzlich ohne Wolken ist, so ist es doch des Abends kühl und angenehm. Des Abends erheben

ben sich jedesmal Winde, welche die ganze Nacht hindurch bis eine Stunde nach Sonnenaufgang wehen; diese sind so frisch, daß man sich mit dicken Kleidern versehen muß, um sich nicht zu erkälten. In den übrigen Jahreszeiten herrscht entweder gar kein Wind, oder man bemerkt doch wenigstens keinen, ob man gleich öfters dicke schwere Wolken von Westen gegen Osten ziehen sieht.

Chardin rühmt die Schönheit und Reinheit der Luft in Persien ausserordentlich. Man sollte fast glauben, sagt er, daß der Himmel in Persien höher und von einer ganz andern Farbe als in Europa sey. Diese Beschaffenheit der Luft hat Einfluß auf die ganze Natur. Die Produkte der Natur und Kunst haben eine solche Schönheit, eine solche Pracht, eine solche Festigkeit und Dauer, dergleichen man anderwärts nicht leicht antrift; und eben diese Heiterkeit der Luft hat auch einen großen Einfluß auf die Gemüthsstimmung der Einwohner, die an Leib und Seele munter und thätig sind. An den meisten Orten im Lande, besonders zu Ispahan, braucht man die Bouteillen nicht mit einem Stöpsel zu verwahren, damit sich der Wein nicht verrieche. Setzt man jemand daher eine Bouteille mit Wein vor, so thut man weiter nichts, als daß man zur Zierde in den Hals der Flasche statt des Stöpsels eine Blume, z. B. eine Rose steckt; und wenn man einmal daraus eingeschenkt hat, so steckt man auch diese nicht wieder hinein, sondern läßt die Bouteille gänzlich offen. Man kann den Wein vier und zwanzig Stunden lang in einer offenen Flasche stehen lassen, ohne daß man die geringste Veränderung an demselben spürt.

Was nun die Jahreszeiten anbelangt, so verhält es sich mit ihnen in den innersten Theilen des Reichs folgen-

dermaßen: der Winter fängt im November an, und dauert bis in den März; er ist rauh und streng; es gefriert stark und fällt auch vieler Schnee; in dem Gebirge ist der Letztere häufiger als auf den Ebenen. Gegen Westen von Ispahan und zwar drei Tagereisen weit, giebt es Berge, wo der Schnee jährlich acht Monate liegen bleibt. — Von dem März bis in den April wehen heftige Winde; wenn sich diese einstellen, so sieht man es als ein gewisses Kennzeichen an, daß der Winter vorbei ist.

Vom May bis in den September ist die Luft rein und heiter, und wird durch die Winde, die vom Abende an bis gegen Morgen wehen, abgekühlt. Vom September an bis zum November ist das Wetter wie im Frühlinge, wieder windig.

Im Sommer sind die Nächte in der Gegend von Ispahan und an den Orten, die mit demselben unter einerlei Breite liegen, zehn Stunden lang; die Abenddämmerung dauert nur kurze Zeit. Da die Nächte so lang sind und zugleich die ganze Nacht hindurch ein kühler Wind wehet, so wird die Tageshitze sehr gemäßigt, die sonst unerträglich seyn würde; und ist es auch bei Tage ausserordentlich heiß, so dauert doch der längste Tag nicht über vierzehn Stunden. Chardin sagt, daß er, was die Wärme anbetreffe, den Sommer lieber zu Ispahan als zu Paris zubringen wolle, wo es im hohen Sommer von Mittag bis gegen drei Uhr Nachmittags eben so heiß als in Ispahan, ja sogar in Indien sey.

Persien wird weder von Gewittern, noch weniger von Erdbeben stark heimgesucht. Man bemerkt selten Donner und Blitze; aber dies ist auch der Fall mit allen feurigen Lufterscheinungen. Blos im Frühlinge stellen sich viele Ha-

gelwetter ein, und da die Früchte in dieser Jahreszeit schon sehr groß und beinahe reif sind, so richten sie große Verheerungen an. Ob nun gleich Erdbeben in dem übrigen Persien sehr selten sind, so ereignen sich doch dergleichen in der Provinz Mazenderan sehr häufig; besonders ist dies im Frühlinge der Fall; doch sind sie nicht eben fürchterlich und richten wenig Schaden an. Regenbögen bekommt man in Persien beinahe gar nicht zu sehen; allein im Sommer sieht man des Nachts oft Strahlen fahren, die Schwärmern oder Raketen gleichen; sie fallen bald gerade, bald schief, bald rechts, bald links und scheinen schwarze Dünste hinter sich zurück zu lassen, welches vielleicht eine optische Täuschung ist. Wegen der Heiterkeit der Luft ist das bloße Sternenlicht hinreichend, einander dabei zu erkennen.

In Persien wehen die Winde niemals so stark und heftig, daß sie in Orkane ausarten; überhaupt bemerkt man wenig Stürme. Nur blos an dem persischen Meerbusen hin stellt sich bisweilen, aber nur auf kurze Zeit, ein tödlicher Wind ein, der unter dem Namen Samiel bekannt ist, und auch in der großen Wüste zwischen Arabien, Aegypten, Syrien und Persien weht. Das Wort, Samiel, bedeutet einen giftigen Wind. Nur zwischen dem 15 Junii und dem 15 Aug. stellt er sich bisweilen in Persien ein, wo längs dem persischen Meerbusen hin die Hitze am stärksten ist. Dieser Wind nähert sich mit einem starken Geräusche; die Luft scheint alsdann roth und entzündet zu seyn. Diejenigen, die er trift, stürzen sogleich todt nieder. Das Auffallendeste aber bei diesem Winde ist, daß er nicht nur augenblicklich tödet, sondern daß die Körper derjenigen, die daran sterben, inwendig gleichsam aufgelößt sind, ohne daß man äußerlich eine

Veränderung an der Farbe bemerkt. Sieht man solche Leichname liegen, so glaubt man nicht, daß sie todt sind, sondern man wähnt, sie schlafen; wenn man sie aber bei einem Arme oder Beine anfaßt, so reißen diese Theile los, und man behält sie in der Hand. Im Jahre 1674 fand Einer von denjenigen Boten, die man in Persien Schakir oder Läufer nennt, auf seiner Reise von Basra nach Ormus einen andern solchen Läufer, den er kannte. Dieser lag auf der Erde und hatte einen Pakt Briefe in der Hand. Er glaubte, daß er schliefe; er wollte ihn daher aufwecken, und ergriff ihn beim Arme; allein wie groß war sein Schrecken, als sich der Arm vom Körper trennte, und er denselben in der Hand behielt! Er befühlte ihn alsdann an anderen Stellen, und es kam ihm nicht anders vor, als wenn er in Asche griffe, so locker war der ganze Körper. So gefährlich nun auch dieser Wind ist, so kann man sich doch vor demselben in acht nehmen. Da man ihn von Ferne mit einem heftigen Brausen kommen hört, so darf man nur schnell den Kopf in ein Tuch einwickeln, sich auf die Erde legen und das Gesicht so lange fest in den Staub eindrücken, bis der Wind vorüber ist, welches nur eine sehr kurze Zeit dauert. Selbst die Thiere, z. B. die Kameele und Andere sichern sich dadurch vor ihm, daß sie während seiner Dauer halt machen, und den Mund auf die Erde halten. Der schädliche Luftstrom soll erst einen Fuß hoch über der Erde anfangen.

Um Schiras ist das Klima Eines der angenehmsten von der Welt, da man hier selten die äußersten Grade von Hitze und Kälte fühlt. Während des Frühlings gewährt die umliegende Gegend einen herrlichen Anblick. Die Blumen, deren es hier sehr viele verschiedene Arten mit den lebhafte-

sten Farben giebt, die angenehm duftenden Pflanzen und Gesträuche, die Rose, das süße Basilienkraut, die Myrthe, kurz alles vereinigt sich hier, die milde Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen. Die Nachtigall, der Goldfinke und der Hänfling vermehren in dieser schönen Jahreszeit das Vergnügen, und erregen in dem Gemüthe des Menschen die angenehmsten Vorstellungen. Die Schönheiten der Natur sind allenthalben in Menge zu treffen, und bei solchen Vorzügen und einer so gesunden Luft darf man sich nicht wundern, daß die Einwohner von Schiras behaupten, ihre Stadt übertreffe alle Andere in der Welt. Die Morgen und Abende sind kühl, aber die Mitte des Tages ist sehr angenehm. Der Herbst ist hier die schlimmste Jahreszeit; es fällt dann eine Menge Regen, und die Einwohner halten sie für höchst ungesund, weil dann Schnupfen, Diarrhöen und Fieber stark herrschen. Im Winter fällt viel Schnee; Eis findet man jedoch selten.

Fortsetzung der Beschreibung von Schiras und seiner umliegenden Gegend.

Keine Gegend in der Welt bringt die Lebensbedürfnisse in größerer Menge und Vollkommenheit hervor, als jene von Schiras. Das Thal, worin diese Stadt liegt, ist Eines der reizendesten, die Luft darin ist gesund, und es bringt alles, was das Leben angenehm machen kann, im Ueberflusse hervor. Reiß, Weitzen, Gerste gedeihet ganz vortreflich. Gemeiniglich fällt die Erndte dieser Früchte in den Monat May, und in der Mitte des Julius ist die ganze Erndte vorbei. Man trift hier die meisten in Europa bekannten Früchte an, und Meh-

rere darunter, besonders die Apricosen und Weintrauben, sind größer und wohlschmeckender als in unserm Erdtheile. Von Weintrauben findet man in Schiras verschiedene Arten; alle sind gut, allein zwei bis drei Arten verdienen den Vorzug vor allen Andern. Die Eine ist die große weiße Traube ohne Kerne, die man Risch Baba nennt, und die äußerst süß und wohlschmeckend ist; die Andere eine kleine weiße, Askeri genannt, die ebenfalls keine Kerne hat, und die so süß wie Zucker schmeckt; die dritte ist die rothe Traube, welche den berühmten Schiraswein liefert. Diesen Wein keltern im October und November die Armenier und Juden: man führt jährlich eine große Menge davon nach Abu-Schähr und nach andern Orten am persischen Meerbusen, von wo er zum Verkauf nach Ostindien gesandt wird. Dieser Wein ist in der That köstlich, und ob er gleich einem Europäer, der ihn zum erstenmal kostet, nicht sonderlich gefällt, so dauert es doch nicht lange, und er zieht denselben allen Andern vor. In Schiras findet man auch noch eine andere Art von großen rothen Trauben, die Saheibi genannt wird, und von denen jede sieben bis acht Pfund wiegt. Ihre Beeren aber haben einen scharfen strengen Geschmack; man benutzt sie zu Weinessig.

Die Kirschen sind zu Schiras nur mittelmäßig, allein die Aepfel, Birnen, Melonen, Pfirsichen, Quitten, glatten Pfirsichen und die großen Eierpflaumen sind vortreflich, und in großem Ueberflusse vorhanden. Den Granatapfel nennen die Perser die Frucht des Paradieses.

Die Pferdezucht ist jetzt in der Provinz Farsistan im Verfall; allein in der südwestl. gelegenen Provinz Chusi-

stan oder Susistan ist sie sehr gut. Die Schaafe liefern bei der vortreflichen Weide um Schiras eine sehr feine Wolle, und ihr Fleisch ist von einem vorzüglichen Geschmacke. Sie haben ausserordentlich große Schwänze, wovon Einige gegen 30 Pfund wiegen. Die Ochsen sind groß und stark; die Perser aber essen selten Rindfleisch; ihre Lieblingsspeisen sind Schöpsenfleisch und Geflügel.

In Schiras sind alle Arten von Lebensmittel sehr wohlfeil, und da die benachbarten Berge das ganze Jahr hindurch einen reichlichen Vorrath von Schnee liefern, der auf ihren Gipfeln gesammelt und auf Karren nach der Stadt zu Markte gebracht wird, so kann selbst der geringste Handwerker in Schiras ohne große Kosten beständig kühle Getränke und kühle Früchte haben. Der Polizeirichter bestimmt den Preiß der Lebensmittel, welches freilich eben so ungerecht als zweckwidrig ist; kein Verkäufer darf daher mehr für etwas als den darauf gesetzten Preiß fordern, wenn er nicht Nase und Ohren verlieren will.

Die Manufacturen und der Handel sind jetzt nicht allein in Schiras, sondern in ganz Persien in Verfall, weil die Nation seit Kerim Khans Tode keine Ruhe und keinen Frieden genossen hat, wo sie sich hätten erholen können. Sobald dies Land aber wieder einmal eine friedliche und feste Regierung erhält, so werden beide bald wieder in Flor kommen, da die Perser sinnreich sind, alles schnell fassen und selbst die niedrigste Volksklasse viele Thätigkeit und Arbeitsamkeit besitzt. Ihre Arbeiten in Filagrain und Elfenbein sind sehr vorzüglich; dies ist auch der Fall mit ihren Drechslerarbeiten.

In Schiras giebt es auch eine Glashütte, in der man sehr gute Gläser verfertigt, welche man in ganz Persien verfährt. Die meisten Wollen- Seiden- und Linnenwaaren kommen von Yesd und aus Karamanien, von wo man auch Filz und Teppiche ausführt. Kupfer giebt es häufig in Tauris und in den andern nördlichern Gegenden von Persien; Kom ist wegen seiner vortreflichen Säbelklingen berühmt.

Ostindische Waaren führt man hauptsächlich über Abu-Schähr ein. Alle Handelsangelegenheiten, welche die Eingebornen mit einander abzuthun haben, stehen unter dem Kaluhnter oder Stadtschreiber. Dieser bestimmt die Abgaben, die dem Khan für alle eingeführte Waaren bezahlt werden müssen, und die bisweilen so hoch sind, daß der Kaufmann wenig oder gar keinen Gewinn von dem Verkaufe einer Waare hat.

Das Klima von Schiras ist Eines der angenehmsten von der Welt, indem man daselbst selten die äußersten Grade von Wärme und Kälte verspürt. Während des Frühlings hat die umliegende Gegend ein ausserordentliches schönes Ansehen. Die Blumen, deren es hier viele verschiedene Arten mit den lebhaftesten Farben giebt, die angenehm duftenden Kräuter, Pflanzen und Gesträuche, die Rose, das süße Basilienkraut, die Myrthe erfüllen die milde Luft mit Wohlgerüchen. Die Gartennachtigal, der Goldfinke, und der Hänfling vermehren bei dieser schönen Jahreszeit durch ihren melodischen Gesang das Vergnügen des Geistes, und erwecken in ihr angenehme Ideen. Die Natur prangt hier allenthalben mit den größten Schönheiten.

Die Morgen und Abende sind zu Schiras kühl, allein die Mitte des Tages ist sehr angenehm.

Schilderung der Perser.

Die Perser sind robust und von großer Statur, und können die härtesten Arbeiten verrichten, ohne dadurch sehr ermüdet zu werden; ihre Gesundheit ist dauerhaft und sie erlangen ein hohes Alter. Ihre Farbe ist weißbräunlich, jedoch fällt die Farbe der Schirasser, der Einwohner zu Kandahar und aller derjenigen, welche an den Gränzen von Indien wohnen, ins Schwärzliche. Sie haben schwarze Haare, eine hohe hervorragende Stirne, schwarze Augenbraunen, schwarze und blaue Augen, eine Habichtsnase, volle Backen und ein großes Kinn. Ihr Gesicht ist länglich und hat viel Angenehmes. Die Ohren liegen nicht wie bei uns am Kopfe fest, sondern hängen gemeiniglich herunter; hiervon liegt wahrscheinlich die Schuld an ihren schweren Mützen, die sie nicht leicht abnehmen. Alle Perser haben mehr oder weniger merklich schiefe Beine, welches von ihrer Art des Sitzens herrührt: denn sie sitzen wie die meisten Morgenländer mit untergeschlagenen Beinen, auf welchen die ganze Last des Körpers ruht.

Die Perserinnen, die in dem Innersten des Reiches wohnen, sind sehr von der Sonne verbrannt, und können daher schwerlich für Schönheiten gelten, da man überdieß nichts Feines und Regelmäßiges an ihnen bemerkt. Das persische Blut hat durch die Einführung von georgischen und tscherkassischen Frauenzimmern eine sehr vortheilhafte Veränderung erlitten. Die Harems der Reichen sind mit den Letztern angefüllt, und da man dies schon seit einigen Jahrhunderten gethan hat, so findet man jetzt sehr schöne persische Frauen. Soll eine Perserinn nach dem Geschmacke des

Landes für schön gehalten werden, so muß sie mittelmäßig lang und verhältnißmäßig dick seyn, schwarzes langes Haar, schwarze Augen und Augenbraunen, lange Augenlieder, ein weißröthliches Gesicht, eine kleine Nase, einen kleinen Mund, ein kleines Kinn, kleine weiße Zähne, einen langen Hals, kleine Brüste, kleine Hände und Füsse, einen dünnen Unterleib und eine zarte Haut haben. Die Frauenzimmer in Schiras sind von jeher wegen ihrer Schönheit vor allen Perserinnen berühmt gewesen. Ihre schönen Augen verdanken sie größtentheils der Kunst; sie reiben die Augenbraunen und Augenlieder mit dem schwarzen Staube vom Antimonium oder mit Surma, welches die natürliche Lebhaftigkeit derselben außerordentlich vermehrt. Da aber in allen Ländern, wo der Mahomedism herrscht, alle Frauenzimmer vom Kopfe bis auf die Füße mit einem Schleier bedeckt sind, so bekommt man ihr Gesicht auf den Straßen nie zu sehen.

Was das äußere Betragen der Perser anbelangt, so hält man sie für die Pariser des Orientes. Sie sind artig, höflich, und gegen alle Fremde verbindlich, ohne sich von den Religionsvorurtheilen beherrschen zu lassen, welche man bei jeder andern Nation bemerkt, die sich zum Mahomedism bekennt. Sie sind neugierig, und erkundigen sich gern nach den Sitten und Gebräuchen in Europa; fragt man hinwiederum nach Nachrichten über ihr eigenes Land, so erhält man leicht Antwort. Die Gastfreiheit steht bei ihnen in einer solchen Achtung, daß sich jemand für geehrt hält, wenn man ihn besucht, und an dem Theil nimmt, was die Familie hat. Ein Haus zu verlassen, ohne ein Kalian geraucht oder eine Erfrischung genossen zu haben, wird für

eine große Beschimpfung gehalten. Die Perser sagen, jede Mahlzeit, an der ein Fremder Antheil nehme, bringe Seegen über das Haus. Diese Denkungsart fällt um so mehr auf, wenn man bedenkt, daß die vielen und unaufhörlichen innern Kriege sehr dazu beigetragen haben, die Nation zu verschlimmern und ihre Gesinnung zu verderben. Diese steten Kriege haben auch wirklich die Urbanität der Sitten, wegen deren die Nation vormals jederzeit so berühmt gewesen ist, vermindert; besonders merkt man dies bei Personen von höherem Range, bei denen beinahe alle Gefühle von Ehre und Menschlichkeit ausgerottet sind.

Die Perser machen im Umgange, selbst bei den geringfügigsten Gelegenheiten, solche übertriebene Complimente, daß vielleicht ein Fremder anfänglich auf den Gedanken geräth, jeder Einwohner sey bereit, für ihn sein Leben oder doch sein Vermögen aufzuopfern. Solche übertriebene Höflichkeitsbezeugungen sind nicht bloß unter Personen von höherem Range, sondern auch bei den geringsten Handwerkern üblich. Kommt ein Fremder nach Schiras, so trägt der Niedrigste kein Bedenken, demselben die ganze Stadt nebst Zubehör als Geschenk anzubieten: ob nun gleich ein solches Benehmen anfänglich dem Fremden gewaltig auffällt, so gewöhnt er sich doch bald daran, und sieht ihr Anerbieten für nichts als bloße Complimente an.

Die Bürgerkriege haben auch in so ferne nachtheilig auf den Charakter der Perser gewirkt, daß sie alle freien Aeußerungen bei ihnen unterdrückt haben. Alle führen das Sprichwort: die Wände haben Ohren, im Munde. Die Sklaverei, in der sie seufzen, hat sie äußerst furchtsam und feig gemacht, und wenn sich ein Niederer mit einem Höhern

unterhält, so zeigt er gegen ihn die größte Unterthänigkeit, da hingegen dieser jenen mit Stolz und Verachtung behandelt. Von ihrer außerordentlichen Furchtsamkeit vor den Großen führt Herr Franklin folgendes Beispiel an: der Beamte der englischen Faktorei zu Basra, Herr Jones, hatte von Dschaafar Khan, bei dem er eine Audienz gehabt hatte, die Erlaubniß bekommen, seine Pferde zu sehen. Als er sie gesehen hätte, fragte man ihn, welches ihm am besten gefalle. Herr Jones ließ durch Herrn Franklin erwiedern, daß er mit der Stuterei überhaupt zufrieden sey, daß aber zwei Pferde ihm besonders gefielen. Dies übersetzte der Mann, der die beiden Reisenden begleitete, dem Khan folgendermaßen: „Herr Jones sagt, alle Pferde seyen die schönsten, die beiden aber (welche er nannte) hätten in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen.“

Die Perser führen in ihren Gesprächen häufig einzelne Verse, ja ganze Stellen aus ihren Lieblingsdichtern, Hafiz, Sadi und Jami an. Diese Gewohnheit herrscht sowohl unter den Vornehmsten als unter den Geringsten, welches nicht wenig Geistesbildung verräth. Diejenigen, die nicht lesen und schreiben können, lernen solche Stellen auswendig, und bedienen sich derselben bei schicklichen Gelegenheiten. Auch finden sie ein großes Vergnügen an Scherzen und drolligten Ausdrücken, und haben ihre Freude daran, wenn sie einander necken und aufziehen können, welches sie mit vieler Feinheit und Ironie thun. So lange jemand spricht, wird er in seiner Rede nie unterbrochen; erst dann, wann er zu sprechen aufgehört hat, erfolgt die Einwendung.

Sie haben ein sehr lebhaftes, ja heftiges Temperament; sie sind daher gegen Beleidigungen sehr empfindlich, und su-

chen sich dafür sogleich auf der Stelle zu rächen. Sie sind muthig und tapfer; da sich nun durch die Kriege ihre Sitten verwildert haben, so hat vorzüglich unter den niedrigsten Volksklassen eine große Streitsucht überhand genommen. Fangen sich zwei Personen zu schlagen an, so sammelt sich sogleich eine große Menge Menschen um sie her; der Eine für diese, der Andere für jene Parthei, und nun geräth alles in Verwirrung und Aufruhr, bis der Polizeirichter kommt und dem Handgemenge ein Ende macht. Solche Tumulte sind sehr häufig, und selbst die Knaben nehmen Antheil daran: dies rührt von den Beispielen her, die ihnen ihre Väter geben.

Die Perser besitzen vielen Verstand; sie fassen jeden Gegenstand schnell, und sind erfinderisch und sinnreich. Von ihren Talenten machen sie nicht selten den schändlichsten Gebrauch; sie sind die größten Lügner von der Welt, und schämen sich nicht der größten Unwahrheiten. Ertappt man sie über der Lüge, so gerathen sie darüber so wenig in Verwirrung, daß sie vielmehr einen Scherz aus der ganzen Sache machen, ja bisweilen sogar gestehen, es habe nichts auf sich, daß man eine Lüge sage, wenn sie nur Vortheil bringe. Sie suchen daher bei jeder Gelegenheit etwas durch Lügen und Betrug zu gewinnen; können sie aber ihren Zweck nicht auf diese Art erreichen, indem diejenigen, mit denen sie es zu thun haben, eben so gewitzigt sind als sie selbst, so verfahren sie ehrlich und redlich.

Sie sind sehr abergläubisch, halten viel auf Vorbedeutungen, Talismane und andere dergleichen Dinge, und glauben an Zauberei. Bei ihnen hat sich der Aberglaube des Mohamedism mit jenem vermischt, den sie von ihren heid-

nischen Vorfahren geerbt haben. Es giebt kaum eine Nation, die so viel auf glückliche und unglückliche Tage hielte; bei dem geringsten Geschäfte, das sie unternehmen wollen, warten sie auf einen glücklichen Tag. Sie treten keine Reise eher an, als bis sie ein Zeichendeuterbuch um Rath gefragt haben. Wollen sie in ein neues Haus gehen, so ziehen sie vorhero ein neues Kleid an. Beim Heurathen sehen sie mit der strengsten Sorgfalt auf solche Vorbedeutungen. Eine glückliche Stunde zur Unterzeichnung des Ehecontrakts, eine Andere zum Hochzeittage hält man für durchaus nothwendig, wenn es den Eheleuten wohl gehen soll. Wohlhabende Personen schicken selbst bei der Geburt eines Kindes zu einem Astrologen, um sich das Schicksal des Kindes voraus sagen zu lassen.

Alle Perser ohne Ausnahme tragen Talismane. Diese bestehen gemeiniglich in einem Spruche aus dem Koran oder aus ihrem Propheten Ali, der entweder auf Papier geschrieben oder auf eine kleine silberne Platte eingegraben ist. Diesen Talisman haben sie um die Armen oder um andere Theile des Körpers gebunden. Personen von höherem Range brauchen Rubinen, Smaragden und andere kostbare Steine dazu. Frauenzimmer von Stande haben kleine runde silberne Platten, auf denen ebenfalls Sprüche aus dem Koran eingegraben sind. Sowohl diese als die Talismane binden sie mit rother und grüner Seide um die Arme, und sehen sie für unfehlbare Mittel gegen die Zaubereien des Teufels oder der bösen Geister an, von denen sie glauben, daß dieselben beständig in der Welt herumstrichen, um alles mögliche Unheil anzurichten. Eben so ungereimte Begriffe haben die Perser, vorzüglich die

mittlern und untern Volksklassen von den Himmelserscheinungen, besonders von den Sternschnuppen, von den Sonnen- und Mondfinsternissen, von den Kometen u. s. w. Nach ihrem Religionssysteme nehmen sie neun Himmel an, von denen der Niedrigste derjenige sey, der sich über unserm Haupte befindet; wenn sich nun, wie man im gemeinen Leben sagt, ein Stern schneuzt, so bilden sie sich ein, daß dies von den Engeln im untern Himmel verursacht werde, die die Teufel, wenn diese dahin zu kommen Lust hätten, auf die Köpfe schlügen.

Unter andern Arten von Aberglauben glauben sie auch, daß man den Scorpionen, die in Persien zahlreich und giftig sind, durchein gewisses Gebet, die Kraft zu stechen nehme. Die Person, welche die Macht zu binden besitzt, wie man sich ausdrückt, wendet ihr Gesicht nach dem Sternbilde des Scorpions, das jedermann bekannt ist, und sagt dabei ihr Gebet her. Alle anwesende Personen schlagen bei dem Schlusse eines Abschnittes in die Hände, und so bald dies geschehen ist, so glauben sie, gegen den Stich jedes Scorpions gesichert zu seyn. Von der Wirksamkeit dieses Gebetes sind sie so fest überzeugt, daß sie nunmehro jeden Scorpion, der ihnen in der Nacht, wo die Beschwörung vor sich geht, in den Weg käme, mit den Händen anrühren.

Die Art zu leben, ist bei den Persern gemeiniglich folgende: sie stehen immer mit Tagesanbruch auf, um ihre Andacht zu verrichten. Sie beten wie alle Mahomedaner täglich fünfmal. Ihr erstes Gebet heißt Numaz Suhb oder das Morgengebet; dies verrichten sie vor Sonnenaufgang und essen dann ein kleines Frühstück. Dies besteht in Weintrauben oder andern Früchten, so wie sie die Jah-

reszeit giebt, nebst ein wenig Brodt und Ziegenkäse. Hierauf trinken sie eine Tasse sehr starken Kaffee ohne Milch und Zucker, und dann wird der Kalian oder die Pfeife geraucht. Alle Perser, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, rauchen Taback.

Das zweite Gebet heißt Numaz Zohur oder das Mittagsgebet, das sie alsdann verrichten, wann die Sonne aus dem Meridian tritt. Bald darauf hält man die Mittagsmahlzeit, die aus geronnener Milch, Brodt und allerlei Früchten besteht. Animalische Nahrung ist hierbei nicht gewöhnlich.

Das dritte Gebet heißt Numaz Asur, oder das Nachmittagsgebet, und wird um 4 Uhr verrichtet. Das vierte Gebee heißt Numaz Scham, oder das Abendgebet. Dieses verrichtet man nach Sonnenuntergang; ist man damit zu Ende, so hält man die Abendmahlzeit, welche bei den Persern die Hauptmahlzeit ist. Sie führt den Namen Schami, und besteht gemeiniglich aus einem Pillau *); bisweilen ißt man auch Braten. Wenn die Mahlzeit geendigt ist, so bringt ein Bedienter ein Waschbecken; dann wäscht man sich die Hände, welches alle Perser vor und nach der Mahlzeit thun. Man ißt in Persien, so wie in den meisten Ländern des Orients, sehr geschwind. Die Speisen führt man mit den Fingern nach dem Munde, indem man nichts von Messern und Gabeln weiß. Hierauf bringt man verschiedene Arten von Sorbet (Scherbet **), und die Mahlzeit endigt sich mit einem Nachtische

*) Gekochter Reis, mit Geflügel besteckt und tüchtig durchwürzt.
**) Ein parfümirtes Getränk.

sche von köstlichen Früchten. Alsdann setzt sich die Familie in einen Kreis und unterhält sich mit angenehmen Geschichtchen, deren Erzählung jedermann äußerst aufmerksam zuhört, oder auch mit der Lektüre der schönsten Stellen aus den beliebtesten Dichtern, und mit verschiedenen Arten von Spielen.

Das fünfte Gebet heißt **Numaz Akhir**, das Nachtgebet, welches ungefähr eine Stunde nach dem Abendessen verrichtet wird.

Die Frauenzimmer werden in Persien nach ihrer Verheurathung nicht viel besser als Sklavinnen ihrer Männer, wie dies der Fall bei allen mahomedanischen Nationen ist. Die lustigen und vertraulichen Unterhaltungen, welche einer Gesellschaft in Europa Annehmlichkeiten und Leben geben, und die beide Geschlechter verfeinern und cultiviren, sind daselbst ganz unbekannt. Der Mann ist argwöhnisch, geräth leicht in Eifersucht, und hält sich schon für beschimpft, wenn sich ein Freund nur nach dem Befinden seiner Gattin erkundigt. Sie beim Namen zu nennen, ist durchaus unerlaubt, und die Anrede muß folgendermaßen lauten: „Möge die Mutter des und des Sohnes oder der und der Tochter glücklich seyn! Ich hoffe, daß sie sich noch wohl befindet.“ Niemand außer den nächsten Anverwandten, z. B. einem Bruder oder Onkel, hat die Erlaubniß, ein Frauenzimmer der Familie unverschleiert zu sehen: wagte dies jemand Anders zu thun, so würde man es als eine Beschimpfung ansehen, welche man zu rächen sucht. So lange aber die persischen Damen noch unverheurathet sind, und ihnen etwa jemand die Aufwartung macht, genießen sie große Vorrechte. Ohne

Bedenken befehlen sie ihrem Liebhaber, daß er den ganzen Tag über vor ihres Vaters Hause stehen und Verse auf ihre Schönheit und Vollkommenheiten hersagen soll. So lange der Heurathscontrakt noch nicht unterzeichnet ist, bekommt der Liebhaber seine Geliebte selten zu sehen.

Die Perser sind sehr gastfreundschaftlich, und nehmen jedermann gern in ihr Haus auf, welches um so viel größere Vortheile hat, da es im ganzen Lande keine eigentlichen Wirthshäuser, sondern bloße Carawansarāien giebt. Leisten sie aber jemand eine Gefälligkeit, so verlangen sie entweder ein Geschenk oder einen Gegendienst. Trotz ihrer übermäßigen Höflichkeit sind sie doch sehr stolz und verachten alle andern Nationen; sie halten sich allein für weise und klug, und denjenigen hält man für den Gescheutesten, der die Kunst, Andere zu betrügen, am besten versteht. Der Perser ist bis zur Niederträchtigkeit höflich, sobald er den Beistand eines Andern nöthig hat; allein bald hat er alle ihm erwiesenen Gefälligkeiten wieder vergessen, und behandelt jeden Niederern mit einem unerträglichen Stolze. Wenn er sich am allerfreundlichsten und vertraulichsten beträgt, so geht er gemeiniglich mit einem Schurkenstreiche schwanger.

Sie sind äußerst unbeständig; heute versprechen sie etwas, was sie entweder morgen vergessen, oder nicht zu halten Lust haben. Sie schweifen von einem Extreme zum Andern, gehen von der tiefsten Traurigkeit zur ausgelassensten Freude über. Oft sieht man zwei Personen sich mit einander auf das heftigste herumzanken, und den Augenblick darauf wieder höchst aufgeräumt seyn. Wegen ihres muntern Temperamentes sind sie große Liebhaber des

Singens, mögen sie nun allein oder in Gesellschaft seyn; da aber ihr Gesang immer gleichtönigt bleibt und ohne Takt ist, so kommt er einem Europäer sehr unangenehm vor.

Sie sind eine höchst sinnliche Nation, lieben Ausschweifungen, und sind selbst unnatürlichen Lastern ergeben.

Sie lassen sich den ganzen Kopf scheeren, und nur junge Personen lassen auf beiden Seiten desselben an den Schläfen eine Locke herabhängen, die zur Verschönerung dienen soll. Sie tragen hohe Mützen, vorzüglich von Karmoisinfarbe, die äußerlich mit schwarzen Schaaffellen bebrämt sind, den Kopf außerordentlich warm halten, und daher im Sommer höchst beschwerlich sind. Die Vornehmen tragen eine Binde von kirwanischer Ziegenwolle, die sie sich wie einen Turban um den Kopf winden, und die so kostbar sind, daß die schlechtesten auf 30, die Bessern aber oft auf 200 Rubel zu stehen kommen.

Den Bart halten die Perser für heilig, und sorgen mit vieler Sorgfalt für denselben. Da er schwarz seyn muß, so färben ihn diejenigen, bei denen er Alters halber grau zu werden beginnt. Sie tragen gemeiniglich drei bis vier lange Kleider, die bis an oder unter die Knie reichen. Die Vornehmen tragen seidene mit Baumwolle ausgestopfte Unterkleider, das Oberkleid ist von Goldstück, über welches sie einen Zobelpelz hängen. Bei Leuten der mittlern und niedern Klassen sind die Kleider von Seide und Kattun. Die Röcke sind ganz einfach und bequem; sie haben eine gehörige Länge, sind an den Hüften mit einem Haken befestigt; um die Lenden binden sie ein seidenes Band, damit die Röcke desto besser anliegen; über diesem

Bande tragen sie einen Gürtel. Ihre Beinkleider sind weit und bequem. Vornehme Personen tragen Strümpfe, und alle haben Pantoffeln mit hohen Absätzen an, die sie aber jedesmal ausziehen, sobald sie in ein Zimmer gehen. Ihre Hemden sind von Seide oder Kattun; die Seide aber ist mit andern Garnen vermischt, weil ihnen das Gesetz verbietet, ihr Gebet in bloßer Seide zu verrichten. Von großen Mänteln sind sie vorzügliche Liebhaber, und wählen dazu das dickste rothe Tuch.

Die persischen Frauenzimmer wickeln um den Kopf große seidene Tücher, die von verschiedenen Farben sind. Ihre Röcke sind viel kürzer als jene der Männer, enge, unter den Ermeln aufgeschlizt; die Ermel selbst aber sind, wie bei den Männern, nahe an den Händen, mit Knöpfen versehen. Auch tragen sie Gürtel, so wie auch Beinkleider, die aber enger sind und besser anliegen. Anstatt der Strümpfe wickeln sie um die Füße und zwar bis an die Knie weiße baumwollene Tücher, und da sie diese gern recht dick haben wollen, so legen sie noch Baumwolle dazwischen. Sie tragen Pantoffeln ohne Quartiere mit hohen Absätzen. So oft sie ausgehen, werfen sie einen weißcattunenen Schleier über, der vom Kopfe bis auf die Erde herabhängt. Ihre Haare lassen sie in Locken ohne viele Ordnung herum hangen. Um die Arme tragen sie Armbänder von Perlen, und um den Kopf Juwelen. In den Ohren haben sie große Ringe, ja oft schlitzen sie sich auch beide Nasenlöcher auf, um in denselben silberne und andere Ringe als eine besondere Zierde zu tragen.

Die Perser halten sehr viel auf Reinlichkeit, und dulten keine Unreinigkeiten in ihren Wohnungen. Der mitt-

lere Theil ihrer Stubenböden ist mit herrlichen Teppichen belegt, und an den Seiten sind Filze von Kameelhaaren ausgebreitet, auf welchen sie sich niederlassen. Kein Perser spuckt in einer Stube aus, ob diese Nation gleich gewaltig viel Taback raucht. Den Rauch schlucken sie so stark in sich, daß er bis tief hinunter dringt, und wieder durch die Nasenlöcher herauskommt. Sie bedienen sich keiner Spucknäpfe, so wie auch selten der Schnupftücher.

Ein jeder Perser kann mehrere Weiber heurathen; die Armen aber heurathen gemeiniglich nur eine Frau, weil sie nicht mehrere ernähren können. Das Haus, worinn sich bei den Vornehmen die Weiber aufhalten, besteht aus vielen Zimmern, wovon jede Frau zwei bis drei zu ihrem Gebrauche hat. Ist die Mutter, oder Schwester oder sonst eine nahe Anverwandtin noch am Leben, so macht sie die Oberhofmeisterinn, und muß von allen Weibern als solche anerkannt werden. Hat der Herr aber keine solche Anverwandtinn mehr, so vertritt die erste Frau diese Stelle. Die tägliche Beschäftigung aller dieser Weiber besteht darinn, daß sie mit Gold, Silber und Seide allerlei Sachen stricken, feine Zeuge aus Seide und Baumwolle verfertigen. Von Jugend auf werden sie von den Priestern im Lesen und Schreiben, so wie in den Grundsätzen der mahomedanischen Religion unterrichtet; auch hält man sie zu mancherlei Arbeiten an. Alte und erfahrne Frauenzimmer machen die Hebammen. Die Nabelgeburt wird erst nach sieben Tagen mit einem Messer weggeschnitten. Die Perserinnen sind ziemlich fruchtbar; doch hören sie meistentheils zwischen dem 30 und 40 Jahre ihres Alters zu gebähren auf. Zwillinge kommen sehr häufig zur Welt, Drillinge aber wenig.

Unter allen mahomedanischen Nationen tragen die Perser am wenigsten Bedenken, Wein zu trinken. Einige thun es öffentlich und beinahe alle in der Stille. Ausnahmen davon machen blos solche, welche eine Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, und die unter die Frommen gerechnet seyn wollen. Nicht selten berauschen sie sich im Weine, und dann sind sie wie viele Personen mit einem reitzbaren Temperament äußerst zanksüchtig. Auch essen sie Opium, aber in keinen so großen Quantitäten als die Türken. Ueberhaupt haben sie einen großen Widerwillen gegen die letztere Nation, welcher sowohl von ihren beiderseitigen Kriegen, als von der Verschiedenheit in ihren religiösen Grundsätzen herrührt und unterhalten wird, sie suchen einen Vorzug darin, sich in allem, was sie sagen und thun, z. B. im Essen, Trinken u. s. w. so viel als möglich von den Türken zu unterscheiden. Ganz öffentlich lästern und verfluchen sie die drei ersten Kaliphen nach Mahomed, nämlich Abu Bekr, Omar, und Osman, von denen die Perser sagen, sie wären Usurpatoren und Tyrannen gewesen, und hätten ihrem Propheten Ali sein wohlgegründetes Recht auf das Kaliphat geraubt. Die Ehrfurcht, welche die Perser sowohl in Gesprächen als in Schriften gegen Ali äußern, ist außerordentlich. Sie halten ihn für den vortreflichsten und gelehrtesten Mann, der jemals gelebt hat. Sie behaupten, Ali sey der einzige Mann, der alle Sprachen habe sprechen können; seit ihm habe niemand wieder gelebt, der so viele Kenntnisse besessen habe.

Ruinen zu Persepolis.

Diese berühmten Ruinen liegen nach Niebuhr von Schiras Nordost zum Norden, und ihre Entfernung von diesem letztern Orte beträgt in gerader Linie sieben deutsche Meilen. Ihre Polhöhe ist etwa 30° nördlich. Die prächtigen Ueberreste von Persepolis, die wir noch jetzt bewundern, die die Perser Tacht Jamschid, d. h. Jamschids Residenz nennen (gewöhnlich aber giebt man ihnen den Namen Tschil Minar, d. h. vierzig Säulen), sind wahrscheinlich die Ueberreste von einem Pallaste oder Tempel; da die Gemälde, die man daselbst antrift, viel Aehnliches mit denen haben, welche die Franzosen in Aegypten aufgefunden haben, so scheinen sie ägyptischen Ursprungs zu seyn. Ihre Erhaltung haben sie ohnstreitig ihrer Lage auf der Anhöhe zu danken, auf welcher sie stehen und von der man eine weite Aussicht auf die Ebene von Merdascht hat. Der Berg Mehemut umgiebt die Ruinen in Form eines Amphitheaters. Man steigt auf einer großen Treppe von blauem Stein von 104 Stufen nach den noch vorhandenen Säulen hinauf. Das Erste, was man zu sehen bekommt, sind zwei hohe steinerne Portale. An ihren Seiten befinden sich zwei Sphinxe von ungeheuerer Größe, mit einer Menge von Korallenkügelchen verziert, und, gegen die gewöhnliche Sitte, stehend vorgestellt; (zu Theben in Aegypten sind sie halbliegend vorgestellt). Oben an den Seiten befinden sich Aufschriften in einer alten Schrift, die man bisher immer noch vergeblich zu entziffern versucht hat.

Nicht weit von diesen Portalen steigt man eine andere Treppe hinauf, die zu der großen Säulenhalle führt. Die

Seiten der Treppe sind mit mancherlei Figuren in halbers habener Arbeit verschönert, von denen die Meisten Gefäße in den Händen tragen. Hier und da erblickt man ein Kameel, und an andern Stellen einen Triumphwagen nach römischer Art; außerdem bekommt man von Zeit zu Zeit Leitpferde, Ochsen und Widder zu sehen. An dem Ende der Treppe befindet sich ein anderes Basrelief, nämlich ein Löwe, der einen Stier faßt. Dicht dabei stehen wieder andere Aufschriften in alten unbekannten Charakteren. Ist man die Treppe ganz hinauf, so tritt man in eine ehemals sehr prächtige Säulenhalle, die, wie schon oben erwähnt worden ist, die Eingebornen Tschil = Minar, d. h. die vierzig Säulen nennen. Ob nun gleich seit der Erbauung dieses Gebäudes viele Jahrhunderte verflossen seyn müssen, so stehen doch noch funfzehn Säulen. Diese sind zwischen 70 und 80 Fuß hoch, und Meisterstücke der Architektur. Die Fußgestelle sind künstlich gearbeitet, und scheinen von der Zeit wenig gelitten zu haben. Die Schafte sind bis zu den Knäufen geribbet, und die Letzteren sind reichlich mit erhabenem Schnitzwerke verziert.

Von dieser Halle wendet man sich ostwärts zu den Ueberresten eines großen viereckigen Gebäudes hin, dessen Eingang eine Thüre von Granit ist, und dessen meisten Thüren und Fenster sich noch gut erhalten haben. Diese sind von schwarzem Marmor und spiegelhell. An den Seiten der Thüre beim Eingange befinden sich Basreliefs mit 2 Figuren in Lebensgröße; die Eine stellt einen Mann, die Andere eine Ziege vor. Jener hält mit der einen Hand das Thier beim Horne, und mit der Andern stößt er ihm einen Dolch in den Bauch, wobei die Ziege ihm einen Fuß auf die Brust, den

Andern aber auf den rechten Arm setzt. Diese Abbildung kommt im Pallaste sehr häufig vor. Ueber einer andern Thüre des nämlichen Zimmers sind zwei Männer in Lebensgröße vorgestellt, hinter welchen ein Bedienter einen aufgespannten Schirm hält. Sie stützen sich auf große runde Stäbe, scheinen schon bei Jahren zu seyn, und tragen lange Bärte nebst starkem Haare auf dem Kopfe.

Am südwestlichen Eingange dieses Zimmers stehen zwei große steinerne Pfeiler. Auf diesen sind vier Figuren eingehauen, welche lange Kleider tragen, und zehn Fuß lange Speere in den Händen haben. Bei diesem Eingange sind auch noch die Ueberreste einer Treppe von blauem Steine sichtbar. Eine beträchtliche Strecke des Bodens ist mit einer ungeheuern Menge zerbrochener Stücke von Pfeilern, Schaften und Knäufen bestreuet, unter denen einige so außerordentlich groß sind, daß man kaum begreifen kann, wie man sie an Ort und Stelle hat bringen können. Jedes Stück von diesen Ruinen ist ein Beweis von ihrer ehemaligen Größe und Pracht, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Gebäude den Regenten zum Aufenthalte gedient hat.

Außer den erwähnten alten Aufschriften giebt es noch Andere, die aber neuer sind, welche sich, so wie einige mit syrischen Buchstaben, lesen lassen.

Hinter der Pfeilerhalle und dicht unter dem Berge befinden sich die Ueberreste eines sehr großen viereckigen Gebäudes. Dies ist entweder ein Theil des Pallastes, oder ein besonderer Tempel gewesen, da eine beträchtliche Strecke zwischen beiden mit Erde und Sandhügeln bedeckt ist, und da man an der innern Seite Symbole und Embleme sieht, welche eine religiöse Bedeutung haben. Dies Gebäude hat

vier Haupteingänge, zwei auf der Nordost- und zwei auf der Südwestseite. Die Wände sind in verschiedene Felder abgetheilt, und diese sind mit mancherlei Bildhauerarbeiten verziert. Die gewöhnlichste Vorstellung ist ein Mann in Lebensgröße, der auf einem Stuhle sitzt, die Füße auf einem Schemel ruhen läßt, und einen runden Stab in der Hand hält. Hinter ihm steht ein Bedienter mit einem Sonnenschirme, und vor ihm befinden sich zwei Armleuchter mit Lichtern darauf. Neben diesen sieht man einen kleinen Knaben, und hinter demselben eine Frau mit einem Becher in der Hand. Unterhalb dieser Figur erblickt man verschiedene Andere in langen Kleidern. Einige sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, Andere mit Speeren; alle aber tragen thurmförmige Mützen, die, wie man weiß, bei den Medern gewöhnlich waren. Ueber den Thüren dieses Gebäudes, deren Anzahl sich auf 12 beläuft, sieht man in halberhabener Arbeit einen Löwen, der einen Ochsen ergreift, von eben der Art, wie beim Basrelief an der großen Treppe. Alle Vertiefungen in den Wänden sind mit schönem Granit ausgelegt, und haben vorn hübsche Karnieße von Stein. Außer den gewöhnlichen Figuren sieht man hier Eine, die ganz ungewöhnlich ist, und die sich vielleicht auf die alte Religion der Perser bezieht. Sie stellt einen Mann vor, der an einem Pfeiler sitzt und ein kleines Gefäß in der Hand hält. Um den Leib hat er einen Gürtel gebunden, dessen beide Enden ziemlich weit über seine Kleider heraus reichen, und fast wie Flügel aussehen. Er ist in ein langes Gewand gekleidet, und trägt eine thurmförmige Mütze. Unter dieser Figur erblickt man einige Löwen, die sehr gut gearbeitet sind, und das Sinnbild der Herrschaft bei den alten Persern waren.

Hinter diesen Ruinen, und zwar ziemlich weit an dem Berg Rehemut nach Norden hinauf, befinden sich die Ueberreste eines merkwürdigen in den Felsen gehauenen Ortes. Vormals ist eine Treppe mit Stufen hinauf gegangen; da aber diese die Zeit zerstört hat, so muß man den Felsen hinauf klimmen. Parallel mit diesem Gebäude, und zwar etwa achthundert Schritte weit gegen Süden hin, steht noch ein Anderes. Diese hohen Gebäude haben drei Seiten, von denen zwei vierzig Fuß hoch und glatt sind. Die dritte enthält verschiedene schöne und kühn ausgeführte Bildhauerarbeiten. In der Mitte steht ein Pfeiler, auf dessen Spitze die oben beschriebene Figur sitzt. Gegenüber steht ein Mann auf einem Fußgestell von drei Stufen, und hat in seiner linken Hand einen Bogen; die Rechte aber hält er ausgestreckt und zeigt damit auf die Figur am Pfeiler hin. Zur Linken befindet sich ein steinerner 2 Fuß hoher Altar, auf welchem Feuer brennt, und ein wenig seitwärts schwebt eine Kugel in der Luft: diese Kugel soll wahrscheinlich die Sonne vorstellen. Es ist bekannt, daß die Sonne und das Feuer von den persischen Magiern als die beiden großen Symbole ihrer Religion angesehen wurden. Franklin meint, der Mann mit dem Bogen sey vielleicht ein Haupt der Magier (persischer Priester), oder vielleicht Zoroaster selbst. Die jetzigen Perser nennen diesen Ort: Mudschilis Gemschihd. Unterhalb der erwähnten Sinnbilder sind kleine Oeffnungen, die zu einem unterirdischen in den Felsen gehauenen Gang führen. Dieser ist sechs Fuß hoch, viere breit, und geht eine beträchtliche Strecke in den Felsen hinein; allein so bald man etwa dreißig Schritte weit vorwärts ist, so wird es ganz finster, und man empfindet einen dumpfigen schädlichen

Geruch. Die Perser glauben, es sey noch niemand bis ans Ende des Ganges gekommen, indem sich daselbst Dämonen aufhielten, allein Chardin und de Bruyn sind doch beträchtlich weiter als gewöhnlich vorgedrungen, wo alles so eng wurde, daß sie nicht weiter vorwärts konnten.

Wenn man auf der Südseite bis zu dem Fuße des Berges hinunter geht, so trift man die Ueberreste eines kleinen viereckigen Gebäudes an, von dem noch verschiedene Thüren und Fenster vorhanden sind. An diesen erblickt man mehrere eingehauene Figuren, die jedoch blos bis zur Mitte herunter sichtbar sind, indem das Uebrige wahrscheinlich durch den Sand verschüttet ist. Sonst gleichen die Figuren jenen an den übrigen Theilen des Pallastes.

Etwas westlich von diesem Gebäude steigt man auf einer steinernen Treppe zu einem prächtigen viereckigen Hofe hinauf, wo man noch verschiedene Fußgestelle von Säulen und auf der Ostseite die Ueberreste von zwei großen Portalen erblickt. Dies alles ist von Granit, und die Einfassungen der Portale sind dem Anscheine nach sehr prächtig gewesen. Auf mehreren Stücken der zerbrochenen Säulen stehen alte Aufschriften.

In verschiedenen Theilen des Pallastes befinden sich Kanäle, um vermittelst derselben das von den Bergen kommende Wasser abzuleiten. Sie sind von blauem Stein, acht Fuß tief unter der Erde und drittehalb Fuß breit.

Diese berühmten Ueberreste der Vorzeit finden sich im zweiten Band von Niebuhrs Reisen abgebildet. Sie haben durch die Zeit und die Witterung sehr gelitten; was aber noch davon übrig ist, ist so fest und dauerhaft als der Felsen selbst, auf dem sie stehen. Erdbeben haben manche von den

Säulen umgestürzt und die Zimmer beschädigt. Einige von denjenigen, die nicht durch die Erderschütterungen zerstört worden sind, haben doch oberwärts ihre Decken verloren. Der Sand, der im Winter von den Bergen durch den Regen herunter gespült wird, hat viele Stellen verschüttet, und verschiedene Fußgestelle von Säulen ganz versteckt.

Es ist schwer auszumachen, wann und von wem dieser Pallast erbauet worden ist. Allein so viel scheint ausgemacht zu seyn, daß er erst nach Cambyses Eroberung von Aegypten errichtet worden ist: denn es scheint mehr als wahrscheinlich zu seyn, daß er das Werk von ägyptischen Baumeistern ist.

Bei den Figuren, die man an dem ganzen Gebäude erblickt, sind die Regeln der Kunst nicht beobachtet, und die Muskeln sind fehlerhaft, indessen sind die Gewänder schön gearbeitet, und die Verhältnisse im Ganzen richtig. Uebrigens aber sind blos die Umrisse angegeben, wodurch das Ganze eine gewisse Einförmigkeit erhält.

Die Provinz Kerman.

Kerman ist das alte Caramanien, und liegt am Eingange des persischen Meerbusens Es hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem gegenüber liegenden Arabien, und besteht theils aus hohen und nackten Gebirgen, theils aus wasserlosem Steppenlande, theils aus fruchtbaren Feldern. Die Hitze ist im Sommer sehr groß und die Luft an der Küste ungesund. Das Innere der Provinz ist außerordentlich öde und unfruchtbar. Tavernier reiste von Gambron bis nach Kerman, welches die Hauptstadt der ganzen Provinz

ist, zu Pferde in 27 Tagen, und fand auf diesem ganzen Wege, der meistens durch Sandwüsten gieng, kaum so viel Wasser, als er für sich, seine Bedienten und Pferde brauchte. Allein wo es in Kerman Quellen und Bäche giebt, da bringt das Land nicht blos alle Früchte und Gewächse der übrigen persischen Provinzen, sondern auch herrliche Datteln hervor, welche Eines der Hauptnahrungsmittel seiner Einwohner ausmachen. Die Erde ist daselbst das ganze Jahr hindurch mit den schönsten und wohlriechendsten Blumen geziert. Auf den fruchtbaren Bergen, welche Bäume und Alpenkräuter tragen, weiden Schaafe, die eine so weiche und glänzende Wolle als Seide haben, sie ist aber auch eben so theuer, ja noch theuerer als Seide.

Kerman oder Sirdschan, die Hauptstadt der Provinz, treibt viele Wollenweberei, sie ist zwar groß, aber öde. Eine andere Stadt in dieser Provinz ist Gambron, die große Zerstörungen erlitten hat. Der Handel, den man sonst an der persischen Küste trieb, ist wegen der Seeräuber und anderer Umstände fast gänzlich vernichtet. Gambron ist Einer der heissesten und ungesundesten Orte auf der ganzen Erde. Beinahe alle Einwohner verlassen im Sommer diese Stadt, und ziehen sich in die einige Stunden von derselben gelegenen Dattelwälder oder in die noch weiter entfernten Gebirge zurück.

Von den Bäumen, Pflanzen und Früchten in Persien.

Die gemeinsten Bäume in Persien sind der Platanus, die Weide, die Tanne, der Hagdorn u. s. w. Die Perser

behaupten, der Platanus (Ahornbaum) sey ein kräftiges Mittel gegen die Pest und jede andere ansteckende Krankheit, und versichern, daß, seit dem man diesen Baum in mehrern Städten und an andern Orten angepflanzt, man nie etwas von der Pest daselbst gespürt habe. Der Galläpfelbaum ist in Persien auch sehr gemein, besonders in der Provinz Kurestan. Hier wachsen auch diejenigen Bäume, die die verschiedenen Arten von Gummi erzeugen. So findet man hier auch Mastix und Weihrauch in großer Menge. Der Baum, der den Weihrauch hervorbringt, wächst vorzüglich auf den Bergen des wüsten Kermans. Hier findet man aber auch Therebinten-, Mandel- und wilde Kastanienbäume.

In der Provinz Kerman wächst auch der Baum, der das Manna trägt, von dem es verschiedene Arten giebt. Die beste Sorte ist die gelbliche und großkernichte. Man erhält sie vorzüglich aus Nischapur, einer Gegend in Chorasan. Eine andere Sorte nennt man Tamarisken-manna, weil der Baum, auf welchem dasselbe wächst, diesen Namen führt. Die dritte Sorte des Mannas ist die flüßige, welche man in der Gegend von Ispahan sammelt. Der Baum, von dem man sie gewinnt, ist etwas größer als die Tamariske, an der die äußere Rinde glatt und sehr glänzend ist. Das flüßige Manna fließt im Sommer aus den Blättern dieses Baumes; so bald der Saft an denselben an die Luft kommt, verdickt er sich sogleich. Des Morgens findet man den Boden unter diesen Bäumen ganz mit Manna bedeckt.

In Persien giebt es zwei Staudengewächse, die wegen ihrer gefährlichen und traurigen Wirkungen merkwür-

dig sind. Beide wachsen in dem öden Kerman gegen den persischen Meerbusen hin. Das Erste führt den Namen Galbud = samur, d. h. eine Blume, die den Wind vergiftet, und wie die sogenannten Jungfernreben aussieht. In den Ranken ist ein scharfer milchähnlicher Saft, der so dick als Milchrahm ist. Man erzählt, daß der Wind bei großer Hitze an denjenigen Orten, wo viele dergleichen Gesträuche wachsen, etwas Giftiges aus denselben an sich ziehe, wovon diejenigen stärben, die dieser vergifteten Luft ausgesetzt seyen. Das andere Gewächs nennen die Perser Kerzere, das so viel als Eselsgalle oder Eselsgift bedeutet *). Seinen Namen soll es daher haben, weil der Esel das stärkste und dauerhafteste Leben hat, und daß es also ein äußerst heftiges Gift seyn müsse, wenn man damit einen Esel umbringen wolle. Soviel ist gewiß, daß diese Pflanze sehr giftig ist. Sogar das Wasser, das am Holze des Gewächses herabläuft, soll dadurch vergiftet werden. Ihr Stamm ist so dick als ein Bein; und die genaue Höhe des Gewächses beträgt sechs Fuß. Die sehr dicke Rinde fällt ins Grünlichte; die Blätter sind mehr rund als länglich und laufen vor und in einer Spitze aus. Die Blüthen sehen den einfachen Rosenblüthen ähnlich.

Wohlriechende Kräuter bringt Persien in Menge hervor. Wurzeln, Hülsenfrüchte, Sallat, gerathen vortrefflich, und werden schöner und angenehmer als an jedem andern Orte.

Persien ist das wahre Vaterland der Medizinal- und Materialwaaren. Außer dem Manna findet man daselbst Cassia,

*) Die Botaniker nennen dies Gewächs nerium Oleander.

Cassia, Senesblätter, Süßholz, das man beinahe auf allen Feldern antrift, Bocksborn, (foenum graecum) Krähenaugen (nux vomica). Das Gummi ammoniacum wird an den Grenzen von Parthiin gegen Süden hin häufig angetroffen. Man gewinnt es von einer Pflanze, die der Artischocke sehr ähnlich ist. An einigen Orten, besonders in der Gegend von Ispahan wächst eine Pflanze, die man Livas nennt. Sie hat einen säuerlich angenehmen Geschmack, man genießt sie im Frühlinge, und sie soll der tubus arabicus der Botaniker seyn. Die ächte Rhabarber wächst in Khorassan, allein die Beste kommt aus der östlichen Tartarei zwischen China und dem kaspischen See. In Khorassan ißt man die Rhabarber so wie bei uns die rothen Rüben.

Unter den übrigen merkwürdigen Pflanzen verdient vorzüglich der Mohn bemerkt zu werden, der nirgends so vielen und starken Saft als in Persien liefert. Die Pflanze wird 4 Fuß hoch. Ihre Blätter sehen weiß aus. Sie wird im Juni reif, wo man den Saft auf folgende Art auszieht: in den Mohnkopf macht man verschiedene Einschnitte, wozu man ein sichelförmiges Instrument nimmt, an welchem drei Schneiden, so wie die Zinken an einem Kamme, neben einander stehen. Aus den gemachten Einschnitten läuft ein dicker, zäher, leimigter Saft heraus, den man des Morgens vor Sonnenanfgang einsammeln muß. Derselbe besitzt eine solche Stärke, daß diejenigen, die ihn einsammeln, so bleich und mager wie Leichname aussehen. Dies Schicksal betrift auch diejenigen, die sich mit der Zubereitung desselben beschäftigen. Dieser Saft nimmt ihnen den Kopf ein, und betäubt sie am ganzen Leibe. So wie

der Saft herausbringt, macht man kleine Küchelchen daraus. Hierauf vertrocknet der Mohnkopf, und wird so wie auch der Stengel nebst den Körnern schwarz. Diesem Safte geben die Perser den Namen Afiun, woraus man das bei uns gewöhnliche Wort Opium gemacht hat. Die beste Art von Opium bauet man in der Gegend von Linjan, sechs Meilen von Isspahan, wo man ganze Felder von Mohn antrift. Die Mohnsaamenkörner streuen die Becker aufs Brod, weil dieselben den Schlaf befördern, den man in Persien nach dem Essen für sehr gesund hält. Arme und geringe Leute essen dergleichen Körner auch zwischen den Mahlzeiren. Einige ziehen diesem Opium jenes vor, welches in der Gegrnd des persischen Meerbusens zu Kazeron wächst.

Das zweite besonders merkwürdige Produkt ist der Taback. Diese Pflanze wächst in ganz Persien, allein den besten Taback findet man zu Hamadan in Kerman am persischen Meerbusen. Sie gedeiht ohne viele Mühe und bedarf keiner großen Arbeit. Wenn der Taback getrocknet worden ist, so erhält er eine gelbe Farbe. Man giebt ihm weder eine Beitze, noch spinnt man ihn in Rollen. Die Perser glauben, daß er hierdurch zu stark werden würde, wovon sie keine Liebhaber sind. Sie verlangen einen leichten Taback, den sie den ganzen Tag rauchen können. Personen aber, die sich durch das Tabackrauchen gern zu berauschen wünschen, mischen Hanfkörner darunter, und es dauert nicht lange, so sind sie berauscht.

Die Art, wie man in Persien, so wie auch in Ostindien Taback raucht, weicht von der unsrigen gänzlich ab. Da die Luft weit wärmer und trockner als in Europa ist, so würde sie der Taback bei unserer Art zu rauchen zu stark

einnehmen, weil sie unaufhörlich rauchen. Sie lassen daher den Rauch erst durch eine Flasche mit Wasser laufen, ehe sie ihn zum Munde bringen. Die Art von Pfeifen, deren sie sich hierbei bedienen, nennen sie Kalian. Oben über einer Flasche befindet sich ein becherförmiges Gefäß, welches die Stelle des Tabackskopfes vertritt, und das von Erde oder Metall ist. An demselben ist eine Röhre befestigt, die in die Flasche geht und beinahe bis an den Boden derselben reicht. Eine andere Röhre geht seitwärts in die Flasche, und zwar so, daß sie das Wasser nicht berührt; an derselben ist das Pfeifenrohr befestigt, womit man den Rauch in den Mund zieht, nachdem er vorher im Wasser circulirt, und alle seine groben öligten Theile zurückgelassen hat. Der Rauch kommt auf diese Art rein und kühl zum Munde. Die Maschine steht auf einer Schaale, die wie der Fuß an einem Leuchter gestaltet ist. Will man Taback rauchen, so feuchtet man denselben erst an, damit er nicht so schnell wegbrennt; alsdann zerreißt man ihn, füllt den Kopf oben an der Röhre damit, legt einige kleine Kohlen darauf und zieht alsdann den Rauch durch die Röhre. Wer eine starke Brust hat, den sieht man beim Rauchen durch das Anziehen der Luft große Wasserblasen in der Flasche machen. Um diesen Flaschen ein angenehmes Ansehen zu geben, schmückt man sie mit Blumen. Man muß des Tages wenigstens einmal frisches Wasser in die Flasche gießen, weil es durch den Taback einen häßlichen Geruch bekommt. Eine Schaale von solchem Wasser getrunken, ist ein außerordentliches starkes Brechmittel. Können die Perser kein solches Tabackswerkzeug haben, so rauchen sie auch aus einer langen Pfeife, ja im Nothfalle füllen sie sogar Knochen mit Taback und rauchen daraus.

Die eigentliche persische Pfeife, d. h. diejenige, wo der Rauch durch Wasser geht, wird auf verschiedene Art verfertigt. Der gemeine Mann macht sie so wohlfeil als möglich. Statt einer Flasche nimmt er eine Cocusnuß mit einem Pfeifenkopfe von gebrannter Erde auf einer hölzernen Röhre, den Pfeiffenstiel vertritt ein dickes Rohr. Bei den Vornehmen und Reichen ist sie entweder ganz von Silber oder mit Silber ausgelegt, auch von Glas. Inwendig auf dem Boden der Flasche sind allerlei Blumen, die bisweilen von gefärbtem Glase verfertigt sind und auf dem Boden aufrecht stehen. Die äußere Form hängt von der Willkühr des Künstlers ab.

Die Perser sind, wie alle Morgenländer, große Liebhaber des Tabackrauchens. Sie haben die Pfeiffe beständig im Munde; vornehme Leute lassen sich ihren Kalian durch jemand nachtragen; sie halten öfters unter Weges still, um zu rauchen, ja Einige rauchen auch zu Pferde. Nie gehen sie ohne ihre Pfeiffe aus, und so bald sie einen Besuch erhalten, so wird, wenn sich der Fremde gesetzt hat, ihm die Flasche mit Taback vorgesetzt. Sie wissen ihre Geschäfte beim Rauchen eben so gut zu verrichten als ohne dasselbe. Besucht man eine Schule, so sieht man, daß sowohl die Lehrer als die Schüler rauchen. Abbas der Große verbot das Tabacksrauchen bei Todesstrafe, weil es allzu sehr überhand genommen hatte, allein Viele verließen lieber ihre Wohnungen und versteckten sich in den Gebirgen, als daß sie das Tabacksauchen aufgaben.

Das dritte merkwürdige Produkt ist der Safran, der nirgends so gut als in Persien ist. Den Besten findet

man am caspischen See hin; die zweite Sorte erhält man aus Hamadan.

Das vierte Produkt ist der stinkende Asant, oder der sogenannte Teufelsdreck, der ein verdickter und verhärteter Saft aus den Wurzeln einer Schirmpflanze ist, welche Hiltit heißt, und in Persien auf Gebirgen und Feldern wild wächst. Die Pflanze läßt sich essen, besonders die weiße; denn es giebt zwei Arten, eine schwarze und eine weiße. Der Saft, der aus der weißen fließt, ist nicht so stark, als jener aus der schwarzen. Aus der frischen Wurzel, die inwendig weiß ist, quillt, wenn man sie aufritzt, ein milchfarbiger, fettiger, nach Knoblauch riechender Saft heraus, der an der Luft verhärtet ungefähr die Festigkeit des Wachses erhält. Man gewinnt den Teufelsdreck auf folgende Weise: ungefähr um die Mitte des Aprils suchen die Einwohner die Pflanze auf, scharren die Erde etwa eine Spanne tief von der Wurzel weg, drehen dann Stängel und Blätter davon ab, warfen die Erde wieder an die Wurzel, und legen die Stengel und Blätter nebst einem Steine darauf. Nach 40 Tagen wird oben vom Kopfe der Wurzel eine Scheibe weggeschnitten. Nun dringt der Saft heraus, der, wenn er sich verdickt hat, abgekratzt und aufbewahrt wird. Nach einigen Tagen wiederholt man das Schneiden, und fährt mit dieser Arbeit so lange fort, als Saft fließen will.

In Europa erhalten wir den Asant in Stücken von verschiedener Größe; des unerträglichen Gestanks wegen hängt man ihn in Säcken auf den Schiffen oben an den Mastbäumen auf. Sein Geschmack ist bitter und etwas scharf; liegt er lange, so verliert er Geruch und Wirksamkeit.

Die Morgenländer brauchen den Teufelsdreck beinahe zu allen delikaten Speisen; er hat den stärksten Geruch unter allen Gummiarten.

Das fünfte merkwürdige Produkt ist die Henneh, (lawsonia inermis) von deren Blätter man die Farbe bereitet, womit man sich die Hände, Füße und auch das Gesicht färbt. Hat man sich mit dieser Farbe gerieben, so leidet die Haut weder von der Hitze noch von der Kälte etwas. In den Provinzen Kerman und Sistan wächst sie im Ueberfluße.

Die Runas ist eine gelbliche Wurzel, die man zum Färben braucht. Sie wächst häufig in Persien, von wo aus man sie nach Indien verführt.

Die Baumwolle wächst in ganz Persien, man sieht ganze Felder voll davon. Die Frucht ist so groß als ein Mohnkopf, nur ist sie etwas runder als dieser. In einer jeden Frucht findet man sieben kleine Körner, die wie schwarze Bohnen aussehen: dies ist der Saame der Frucht.

Noch findet man in Persien eine besonders seltene Frucht an einem Staudengewächse. Sie ist länglicht und so groß, als eine grüne Hagbutte, der sie auch in Ansehung ihrer Gestalt gleicht. Wenn sie sich öfnet, so findet man darinn eine Art von Gefieder. Chardin ließ sich in Persien Matratzen und Kissen davon machen. Man kann sie wie die Baumwolle kämmen, ohne daß man sie verderbt.

Kali wächst überall.

Unter den Früchten, die man in Persien findet, behaupten die Melonen den Vorzug, von welchen es mehr als zwanzig Arten giebt. Die Vorzüglichste nennt man Germec; sie ist klein und rund. Sie wächst gleich im Frühlinge,

zerschmilzt im Munde wie Wasser, und hat keinen Geschmack. Die persischen Aerzte rathen ihren Genuß sehr eifrig an, indem sie gut zum Purgiren seyn soll. Man genießt sie daher auch in sehr großer Menge. Nach diesen Frühlingsmelonen wird beinahe jeden Tag eine andere Art reif. Diejenigen, die am spätesten reif werden, sind die besten. Die Weißen, welche am spätesten zur Reife kommen, sind so süß, daß man lauter Zucker im Munde zu haben glaubt. Diese genießt man auch im Winter, und das ganze Jahr hindurch findet man bei Gastmahlen Melonen auf den Tafeln. Man verwahrt sie in Kellern, wo keine Luft dazu kommen kann. Um sie gegen den Frost zu verwahren, hängt man nach der Größe des Ortes, an dem sie sich befinden, eine oder mehrere Lampen auf, wodurch man die Kälte mildert.

In der gewöhnlichen Melonenzeit, die ganzer vier Monate dauert, essen die Armen nichts als Melonen und Cucumern, und die Letztern mit der Schaale. Nach Chardins Behauptung soll es Personen geben, die auf einem Sitz bis auf dreißig Pfund!! Melonen essen können. In den vier Melonenmonaten kommt täglich eine ungeheuere Menge davon nach Ispahan. Die Straßen stehen von Mitternacht an bis zum Untergang der Sonne voller Pferde und Esel, die mit Melonen beladen sind. Die besten Melonen findet man in der Provinz Khorasan in einem Flecken, der den Namen Graguerde führt, und von wo man sie nach Ispahan zu Markte schaft. Sie halten sich unterweges sehr gut, ob sie gleich mehr als 30 Tagereisen weit verführt werden. Die Melonenkerne bringt man aus der Tartarei; alle sieben Jahre muß man frischen Saamen kommen lassen: denn nach Verlauf dieses Zeitraumes arten die

Melonen aus, und die Frucht verliert ihren gewöhnlichen Geschmack.

Außerdem giebt es auch Wassermelonen oder Pateken, wovon das Stück funfzehn bis zwanzig Pfund wiegt. Die Besten kommen aus Baktriana. Nach den Melonen sind die Weintrauben und Datteln die vorzüglichsten Früchte in Persien. Von den Weintrauben giebt es zwölf bis vierzehn Arten, blaue, rothe und schwarze. Die Beeren sind so groß, daß eine einzige den ganzen Mund ausfüllt. Diejenigen, von denen man zu Ispahan Wein macht, heissen Kischmisch. Diese Traube sieht weiß, ist süß und schmeckt besser als bei uns die Muscatellertrauben. Ißt man aber zu viel davon, so verursachen sie Hitze. Die Beeren sind rund und haben keine Kerne, wenigstens fühlt man keine beim Essen. Bleibt aber der Most auf den Trestern stehen, so sieht man die Kerne wie kleine dünne Fäserchen, kaum so dick als eine Nadelspitze, oben darauf herumschwimmen.

In Persien hebt man die Weintrauben den ganzen Winter hindurch auf: die Hälfte dieser Jahreszeit läßt man sie an den Stöcken hängen, und wickelt jede Traube in ein leinenes Säckchen ein, damit sie nicht etwa von Vögeln beschädigt werde. Will man sie essen, so schneidet man sie ab. Die trockne und gute Luft bewahrt diese Trauben gegen Fäulniß. Aus dieser Art von Trauben macht man Rosinen; man hängt sie daher auf Böden auf und trocknet sie, wo sie nach und nach kernerweise abfallen. In Kurdestan gegen Sultania hin, nimmt man Violenblätter und mischt sie unter die Rosinen, um diesen nicht allein einen bessern Geschmack zu geben, sondern sie auch für die Gesundheit zuträglicher zu machen. Die besten Trauben, die man in der

Gegend von Ispahan ißt, erhält man von den Guebern, welche das Feuer als göttlich verehren, und die den Weinbau weit sorgfältiger als die Mahomedaner betreiben. In den Gegenden, wo viel Wein wächst, macht man auch einen Syrup.

Nirgends gedeihen die Datteln nach Chardins Aussage so gut als in Persien. Die Arabischen kommen den Persischen in Ansehung des Geschmacks bei weitem nicht bei. Diese behalten noch lange Zeit darauf, wenn man sie abgenommen hat, einen Saft wie Syrup bei sich, der so süß wie Zucker schmeckt. Die Besten findet man in Kurestan, Sistam, um Persepolis, am persischen Meerbusen, besonders aber in dem Flecken Jaran auf dem Wege von Lar nach Schiras. Man verführt sie getrocknet sowohl in ganzen Trauben als in einzelnen Beeren. Die meisten aber macht man in ihrem eigenen Safte ein, und schaft sie in großen Kürbissen von 20 Pfund weiter. In ihrem Genusse aber muß man sehr mäßig seyn, wenn man noch nicht daran gewöhnt ist; denn ißt man zu viel davon, so erhitzen sie das Blut so sehr, daß der Körper mit einem Ausschlage bedeckt wird, und daß das Gesicht darunter leidet. Die Landeseingebornen hingegen, die an diese Kost gewöhnt sind, haben nichts davon zu besorgen.

Die Datteln wachsen buschweise, wie die Trauben und war ganz oben am Palmbaume. Dies ist ein sehr dünner Baum und unter allen Fruchtbäumen der höchste: er hat weiter keine Aeste als oben am Gipfel. Will man die Datteln abnehmen, so klettert jemand vermittelst eines Seiles hinauf, das er um die Knoten am Baume schlingt, und in einer Stunde sind alle Früchte abgenommen, weil sie in sol-

chen Klumpen beisammen wachsen, daß mancher davon 30 bis 40 Pfund wiegt.

Zu Persien wachsen nicht allein alle europäische, sondern auch noch viele andere in Europa unbekannte Früchte. Verstånden die Perser die Gartenkunst, so würden ihre Früchte einen noch weit höhern Grad von Vollkommenheit erreichen. Sie wissen nichts vom Pfropfen u. s. w.; ihre Bäume sind alle hochståmmig und alt. Die Aprikosen, von denen es mehr als sechs Arten giebt, sind vortrefflich. Man verführt sie auch getrocknet und wenn man sie in Wasser kocht, so erhålt man einen sehr süßen dicken Saft, und thut man noch Zucker dazu, so bekommt man einen herrlichen Syrup. Chardin war zu Ispahan auf Gastereien, wo mehr als 50 Arten von Früchten aufgetragen waren.

Eine von den gemeinsten und besten Früchten in Persien ist der Granatapfel, wovon es verschiedene Arten, z. B. weiße, fleischfarbige, rosenfarbige, und hochrothe, giebt. Einige haben einen so zarten Kern, daß man ihn nicht unter der Zunge fühlt. Auch giebt es Einige, die zwischen den Kernen keine Håutchen haben. Zu Yesd findet man Granatåpfel, die über ein Pfund wiegen.

Die besten Datteln kommen aus Kerman, und die besten Granatåpfel aus Schiras. Auch findet man in Persien sehr gute Quitten, die einen süßen und angenehmen Geschmack haben. Pflaumen giebt es, die åußerst groß sind und die sehr angenehm schmecken. Kocht man ein halbes Dutzend in Wasser, so erhålt man eine tüchtige Purganz, und mischt man noch etwas Senesblåtter darunter, so bekommt man eine vollkommene Arzenei.

Zu Kasbin und in der dortigen Gegend wachsen Pistazien, welche größer als jene in Syrien sind. Außerdem erzeugt Persien noch Mandeln, Nüsse und Feigen, welche alle vortrefflich sind. Die meisten Früchte verschickt man von Yesd. Auch findet man in der Provinz Mazenderan und an andern Orten Oliven, allein die Perser verstehen nichts von der Kunst, Oel daraus zu pressen.

Mineralische Mumie.

Ein Berg nahe bey Schiras liefert eine kostbare Mumie, die in ganz Asien berühmt ist, weil sie alle Brüche, selbst an stärkern Knochen in weniger als 24 Stunden heilt. Sie tröpfelt vom Felsen in eine Höhle, die immer sorgfältig bewacht wird. Man sammelt sie alle Jahre im Monat September, allein, wenn auch die Erndte sehr reichlich ausfällt, so gewinnt man doch nicht viel über zehn Unzen. Sie ist schwarz, sieht wie Pech aus, hat aber keinen Geruch. Zwar gewinnt man auch in einigen Bergen von Lar Mumie, allein sie ist nicht so wirksam und wird deshalb auch nicht so hoch geschätzt. Diese Art verkauft man die Unze für 2 Louis-d'or; von der ächten Mumie von Schiras hingegen bezahlt man die Unze mit ungefähr 1000 Thalern. Ferrieres Sauvebœuf hat ein Beispiel von ihrer Wirksamkeit mit angesehen: man hatte einem Huhne ein Bein zerbrochen, man ließ daher demselben ein Stückchen von der Größe einer Linse, in Butter zerlassen, verschlucken, nachdem man erst vorher den Bruch damit gerieben hatte, und dasselbe war den andern Tag vollkommen wieder hergestellt. Etwas von dieser Mumie befindet sich jedesmal unter den Geschenken,

welche die Könige von Persien den benachbarten Mächten machen. Auch Ali Murat Chan schickte einstmals der russischen Kaiserin Catharina ungefähr eine Unze in einer goldenen Dose.

Die Provinz Irak Adschemi oder persisch Irak.

Diese Provinz liegt nördlich und nordöstlich von Farsistan, und ist von vielen Bergen durchschnitten, die beinahe alle nackt sind, und nichts weiter als Heidegras und schlechte Gebüsche hervorbringen. Manche Gegenden sind ganz wasserarm, oder das Wasser, das man daselbst findet, ist so salzig, daß es beynahe nicht trinkbar ist. Am fruchtbarsten sind die nördlichen und westlichen Gegenden von Miana an bis auf einige Tagereisen von Ispahan, welche Getränke und edle Früchte in der größten Menge und Vollkommenheit erzeugen. Nicht so fruchtbar sind die südlichen Theile, besonders der Bezirk von Ispahan, so wie auch die östlichen, vorzüglich die Ebene um Sava, und die Salzstelle. Will man über diese von Ispahan nach Mazenderan reisen, so bringt man auf dieser Reise dreißig Stunden zu.

Wenn aber auch das persische Irak mehrern andern Provinzen des persischen Reiches an Schönheit und allgemeiner Fruchtbarkeit nachsteht, so hat es doch einen äußerst schönen Himmel; die Luft ist gesund und die Produkte, die es liefert, sind vortrefflich. Die Trockenheit und die Gesundheit, die der ganzen Provinz eigen ist, findet man auch in den Bergthälern, welche diesseits der gilanischen Alpen liegen. Diese gilanischen Alpen sind eine Fortsetzung des caucasischen

Gebirges, das von Derbent an um den caspischen See herumläuft.

Noch zu Chardins Zeiten war diese Provinz die angebaueteste und bevölkerteste in ganz Persien, allein seit dem Sturze des letzten Sofis ist sie außerordentlich entvölkert worden und verödet.

Die Hauptstadt von dieser Provinz ist Ispahan, das Schach Abbas zu seiner Residenz gewählt hatte, jetzt aber beinahe weiter nichts mehr als ein großes mit Ruinen bedecktes Feld ist. Die Gärten, die vormals das Vergnügen der Einwohner ausmachten, werden jetzt gepflügt und man muß jetzt drey Stunden weit auf Wegen gehen, die vor Zeiten Straßen waren, ehe man in den Mittelpunkt der Stadt kommt. Die Bazars, die Schach Abbas hat wölben und durch Kuppeln von oben erleuchten lassen, sind sehr groß und dienen zum Beweiße der ehemaligen Pracht dieser Stadt. Der große Platz, der Einer der größten von der Welt ist, besteht in einem länglichen Vierecke, und hat 200 Toisen in der Länge und halb so viel in der Breite. Er ist von einem Kanal umgeben und mit regelmäßig gebaueten Häusern besetzt. Unter ihnen ragt der königliche Pallast hervor, vor dessen Haupteingange Kanonen, so wie Mörser auf Lavetten stehen, die außerordentlich schwer sind. Neben dem Pallast steht die königliche Moschee. Dies prächtige Gebäude ist von aussem mit Marmor bekleidet, allein die Kuppel und die Minarets sind mit buntem Porzellan in Mosaikarbeit gedeckt; das Innere ist nebst dem Gewölbe mit vergoldeten Basreliefs geschmückt.

An dem andern Ende des Platzes steht ein großes Gebäude, von welchem alle Tage nach Sonnenuntergange eine

eine lärmende kriegerische Musik gemacht wird. Man sieht daselbst noch die Uhr von Ormus, die die Perser von den Portugiesen erobert haben, die aber Ali Murat Khan nicht aufziehen ließ, weil ihm seine Astrologen gesagt hatten, daß ihm ihr Glockenschlag Unglück bringen würde.

Ob gleich zwei Dritttheile von Ispahan verwüstet sind, so hat es doch noch über 300,000 Einwohner. Alle Künste und Handwerke, die man hier treibt, haben einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt; besonders sind die hier verfertigten Gold- und Silberstoffe in ganz Asien berühmt. Südlich von der Stadt sieht man die berühmte Allee, die den Namen Scherbak führt. Sie ist mit vier Reihen von Ahornbäumen besetzt, an ihren Seiten befinden sich schöne Gärten und Lusthäuser, und ihre Länge beträgt gegen 3000 Toisen. Auch ist diese schöne unter Schach Abbas Regierung angelegte Allee mit Kanälen und Wasserbecken geziert.

Ueber den Fluß Seinde-rud, der die Stadt in zwei Hälften theilt, geht eine schöne von Ziegel- und Quadersteinen erbauete Brücke, welche aus sechs und dreißig Bogen besteht, sie hat eine auf jeder Seite mit einer Terrasse bedeckte Gallerie, von der man eine angenehme Aussicht auf die umliegenden Gärten und auf die Vorstadt Dschulfa am Ufer des Flusses hat. Ist das Wasser in diesem niedrig, so kann man auch unter den Pfeilern der von oben erhellten Bogen durchgehen, indem in gleichen Entfernungen Steine liegen. Etwas weiter hinunter befindet sich eine andere prächtige Brücke, die Schach Abbas erbauet hat. Diese hat eine breite Gallerie, und in ihrer Mitte ist ein sechseckiger Platz. Von einer unter den Bogen angebrachten Erhöhung

fällt das Wasser in einer Kaskade herunter, und giebt dadurch einem gegenüber stehenden Pallaste eine angenehme Aussicht. Die Gärten desselben sind in der ganzen Gegend von Ispahan die schönsten.

Schach Abbas ließ aus Dschulfa, einer Stadt in Aderbidschan, viele armenische Familien kommen, die durch ihren großen Handelsgeist, welcher den Armeniern eigen ist, den Handel nach Indien beleben sollten. Dem großen Bezirke oder der Vorstadt von Ispahan, in der sich diese Familien niederließen, gab er den Namen Dschulfa. Auch bewilligte er ihnen große Vorrechte, die sie aber jetzt beinahe gänzlich verlohren haben. Die meisten Armenier haben Persien wieder verlassen, und sich nach Basra, Bagdad und anderen türkischen Städten gewandt, um daselbst ihre Geschäfte in Ruhe treiben zu können. Jetzt halten sich noch blos solche in Dschulfa auf, die sich nicht haben entschließen können, die Ruinen desselben zu verlassen; diese Vorstadt ist nämlich mehrmals mit in das Unglück verwickelt worden, welches Ispahan betroffen hat, und hat also alle Gräuel der Verheerung und Plünderung auszustehen gehabt.

In Dschulfa macht man ziemlich guten weißen Wein, weshalb die da wohnenden Armenier häufig von Persern besucht werden.

Der Boden um Ispahan ist an sich ziemlich dürr und unfruchtbar, und nur die Thätigkeit der Perser hat ihn durch Kanäle und andere Mittel sehr ergiebig gemacht. Diese Kanäle laufen an vielen Orten wegen des Wasserpasses unter der Erde fort, und haben in bestimmten Zwischenräumen, gleich Brunnen, Oeffnungen, welche dazu die-

nen, daß man sie immer in gutem Zustande erhalten und reinigen kann, wenn sie verstopft sind.

Die reine und scharfe Luft zu Ispahan verschaft den Einwohnern den Vortheil, daß sie das ganze Jahr hindurch Obst aufheben können. Um einen Begriff von dem gesunden Klima zu geben, darf man sich nur dessen erinnern, was damals geschah, als Eine von den letzten Pesten Bagdad verwüstete. Mehr als zweitausend Familien flohen nach Persien, denen man einige Dörfer um Ispahan zu ihrem Aufenthalte anwieß. Nicht der zehnte Theil von diesen Leuten starb, obgleich die Pest unter ihnen fortdauerte, und ehe ein Jahr verging, war diese Seuche gänzlich verschwunden, ohne sich weiter ausgebreitet zu haben.

Die Stadt Kaschan ist durch die bürgerlichen Kriege nach und nach verwüstet worden. Doch steht sie wegen ihrer Seidenmanufakturen im Rufe und treibt mit seidenen Zeugen einen starken Handel. Ihr Boden ist sehr furchtbar, liefert alles im Ueberflusse, und bringt vortreffliche Früchte hervor.

Kom ist durch ein Erdbeben fast gänzlich zuGrunde gerichtet worden. Diese Stadt hat Seifensiedereien und verfertigt Degenklingen. Zwischen den Städten Kom und Kaschan fängt die berühmte Salzwüste an, die über sechzig Stunden lang und 20 breit ist. Sie ist mit Salz so bedeckt, daß man, wenn man sie von weitem sieht, glaubt, es liege Schnee darauf. Auf diese Art sind, wie schon erwähnt worden ist, mehrere Gegenden in Persien unbewohnbar.

Kaswin,

Kaswin, oder Kasbin ist eine grosse Stadt, aber in den verschiedenen Revolutionen ebenfalls beinahe gänzlich zerstört worden. In der umliegenden Gegend wird viel Seide gewonnen, welche man in der Stadt zu schönen Stoffen verarbeitet. Diese Stadt ist vorzüglich wegen ihrer Säbelklingen berühmt, die weit besser als die Damascener sind, und doch nicht über 100 Thaler kosten. Sowohl aus Aderbidschan als aus Khorasan langen häufig Karawanen in Kasbin an; die Stadt wird daher ein Stapelort für den Handel, und bekommt viele Einwohner. Hier verarbeitet man auch eine Menge Kupfer, das man aus den benachbarten Bergen erhält, zu allen Arten von Geschirren.

Seidenbau in Persien.

Der Seidenbau, den man in Persien betreibt, ist sehr einträglich. Die Provinz Gilan liefert die beste Seide. In der Mitte des Märzes, bisweilen früher, bisweilen aber auch wieder später, je nachdem die Wärme eintritt, nehmen die Gilaner ihre im Winter aufbehaltenen Eier, und tragen sie an den wärmsten Theilen des Leibes in baumwollenen Tüchern bei sich, um sie durch diese natürliche und gemäßigte Wärme auszubrüten. In acht bis vierzehn Tagen kommen auf diese Art die Würmer gesund zum Vorschein, und zwar gemeiniglich zu gleicher Zeit. In Gilan findet man sowohl den weißen als auch den rothen Maulbeerbaum wild. Beide Arten pflanzt man neben den Wohnungen der Landleute; man beschneidet dieselben jährlich und legt neue Baumschulen davon an. Man zieht keine

Art der Andern vor, allein die Blätter, die etwas röthlich aussehen, hält man für die kräftigsten.

Die neu ausgebrüteten noch ganz kleinen Würmer werden zehn Tage lang täglich einmal mit den zartesten Maulbeerbaumblättern gefüttert. Man thut sie deshalb in Körbe, welche an Gestalt den in Apotheken gewöhnlichen Sieben gleichen, und der Ort, wo man diese Körbe hinsetzt, ist der verdeckte Boden einer aus Schilf; Holz oder Strauchwerk aufgebaueten, schlechten und auf Pfeilern ruhenden Hütte.

Die darauf folgenden zehn Tage werden die Würmer täglich zweimal gefüttert; dieses Futter aber besteht blos in den zartesten Blättern. Die dritten zehn Tage füttert man sie dreimal, wobei man aber bei den Blättern keine so sorgfältige Auswahl mehr beobachtet. Auch braucht man die Körbe nicht mehr, sondern läßt die Würmer frei auf dem Boden herum kriechen, und bestreuet sie blos mit Blättern. Kommt es zur letzten Periode oder zum dritten Schlafe, so giebt man dem Wurme täglich vier, fünf bis sechs mal Blätter. Endlich spinnt sich der Wurm ein; und hat seine Schaale die gehörige Vollkommenheit erreicht, so ist sie so groß als ein Taubenei. Man rechnet gegen funfzig Tage, die zur Vollkommenheit des Wurmes, und 3, 4 bis 5, welche zur Zeitigung der Schaale nöthig sind.

Die Gilaner pflegen gemeiniglich die Seide sogleich abzuwinden, wozu sie große weite hölzerne Tonnen haben. Diese füllen sie mit siedendem Wasser an, legen die Puppen hinein, wodurch die Würmer erstickt und die Fäden der Seide von der Puppe losgemacht werden. Bei der Tonne befindet sich eine Person, welche die Fäden mit der Hand aufnimmt und an die Spulen bringt, von wo sie

auf den Haspel kommen, welchen eine andere Person langsam herum treibt. Dieser Haspel ist sehr groß; man kann daher viel auf einmal aufwinden; allein lang aufgewundene Seide liebt man in den Werkstätten nicht, weil es viele Mühe kostet, dieselbe nachher wieder abzuwinden. Die Person, welche die Seide der Puppen aufnimmt, säubert von Zeit zu Zeit mit einem Besen die Oberfläche des Wassers von den Unreinigkeiten, die sich in der Tonne entweder von außem oder von den Puppen ansetzen.

Die Seide in Gilan ist nicht von einerlei Güte; diejenige, die man für die Beste hält, muß weiß aussehen, einen gewissen Glanz haben, und stark und rund seyn. Solche Seide gewinnt man in Schaft und in dem Gebiete dieses Dorfes; dieselbe wird größtentheils nach Kaschan oder Jesd geschaft, wo man auch die besten persischen Seidenzeuge verfertigt.

Der größte Theil der gilanischen Seide ist gelb, welche man, so bald sie nur alle übrigen Erfordernisse hat, noch für eine gute Seide hält. Sie wird in Räscht verarbeitet, und nach Kasbin, Tauris und andern Orten Persiens geschaft. Die gelbe Seide, die mehr oder weniger andere Mängel hat, ist am häufigsten; diese wird beinahe sämmtlich nach Astrachan verführt. Diejenige Seide, die man, um zur Fortpflanzung aufs künftige Jahr Eier zu bekommen, von den Puppen erhält, die von den Phalänen durchbohrt werden, ist die schlechteste, und kann nicht gewunden, sondern muß gesponnen werden. Sie heißt Kedsch, und wird blos nach der türkischen Grenze verführt.

Die Perser sorgen sehr sorgfältig dafür, daß sie die Blätter trocken verfüttern. Nichts setzt sie daher in ein grö-

ßeres Schrecken, als wenn sogleich nach dem dreifachen Schlafe der Würmer ein Donnerwetter entsteht, denn aus langer Erfahrung wissen sie, daß die Würmer plötzlich davon sterben, nachdem sie sich vorher eine kurze Zeit unruhig herum gewälzt haben.

Der Seidenwurm ist in Gilan einheimisch.

Die Naphthaquellen bei Baku.

Die Stadt Baku nebst dem Khanate gleiches Namens liegt am kaspischen See, und gehört unter die unfruchtbarsten Theile der Provinz Schirwan. Die Gegend um Baku besteht aus einer dürren unfruchtbaren Steppe, welche sich bis nach Salian erstreckt. Als Gmelin in Baku ankam, welches im Juli geschah, war alles durch die große Sonnenhitze verbrannt. Die Einwohner erzählten, daß zu Anfange des Sommers eine ungeheure Menge Heuschrecken erschienen wären, die den Strich aus Süden genommen, und auf den Feldern alles verheert hätten; was der Freßbegierde der Heuschrecken entgangen wäre, sey durch die Sonnenhitze verbrannt worden, indem den ganzen Sommer hindurch nicht ein Tropfen Regen gefallen sey.

Am berühmtesten sind bei Baku die Naphthaquellen, welche sich auf der nordöstlichen Seite dieser Stadt befinden, und die Halbinsel Abscheron einnehmen. Diese ist die unerschöpfliche Quelle dieses natürlichen Bergöhles. In drei Stunden von Baku kommt man zu dem immerwährenden Feuer, das seine Gegenwart schon durch den Naphthageruch verräth, noch ehe man in seine Nähe kommt. Wenn man auf der Stelle des immerwährenden Feuers anlangt, so be-

merkt man folgende Naturmerkwürdigkeiten: der Platz, wo die Naphthaquellen sind, hat nicht immer einerlei Größe, indem er sich mit dem Laufe der Jahre verändert; berührt man ihn mit einer Kohle oder mit einem andern brennenden Gegenstande, so fängt er Feuer; die Flamme dauert beständig fort, sobald sie nicht absichtlich ausgelöscht wird, welchen Zweck man dadurch erreicht, daß man Erde darauf schüttet oder Wasser darauf gießt. Die Erde, durch welche die Naphtha dringt, gehört unter die Thonarten, und ist ein unreiner Mergel; denn mit mineralischen Säuren braußt sie heftig auf, verhärtet im Feuer und läßt sich im Wasser aufgeweicht bearbeiten; wenn man sie anfühlt, so spürt man, daß sie etwas rauh ist, weil sich unter dem Thone etwas Sand befindet. Ihre Farbe ist theils weiß, theils mehr oder weniger grau; auch fällt sie ins Gelbliche. Sie wird von der Naphthamaterie ganz durchdrungen.

Wenn man nun diese Erde ein paar Zoll tief aufgräbt, mag dies seyn, wo es will, so entzündet sie sich augenblicklich, sobald man sie mit etwas Brennendem berührt. Die Flamme sieht bläulich gelb aus; bei stillem Wetter oder auch bei einem günstigen Winde steigt sie mehrere Fuß hoch über die Erde, und löscht von selbst nie wieder aus. Der Rauch, den sie verbreitet, ist sehr unangenehm, und solchen Personen, die an Brustbeschwerden leiden, unerträglich. Die wirklich brennenden Stellen, an welchen es nie fehlt, sind theils länglich, theils laufen sie in die Queere, theils gehen sie auch zirkelförmig oder ästig. Ihre Breite ist mehr oder weniger groß, die Flamme erhebt sich von derselben mit mehr oder weniger Stille in die Höhe, bisweilen fährt sie aber auch so heftig empor, als wenn sie durch einen Blasebalg in Bewe=

gung gesetzt würde. Trotz dieser Flammen aber wird die Erde doch nie verzehrt, allein sie wird so heiß, daß man sie in der Nähe der brennenden Stellen nicht anrühren kann.

Dieses stets brennende Feuer benutzen die Einwohner von Baku zum Kalkbrennen und zu andern Dingen. Man gräbt einen Platz auf, wirft auf denselben die zum Kalk bestimmten Steine, bedeckt sie mit der aufgegrabenen Erde und in zwei bis drei Tagen ist der Kalk fertig. An diesem Orte bereiten auch die Einwohner des Dorfes Srogan ihre Speisen. Ueberhaupt macht man von dem Naphthafeuer denselben Gebrauch, wie von jedem anderen Feuer.

Steckt man eine Röhre, mag dieselbe von Schilf oder auch blos von Papier seyn, in einer unbestimmten Tiefe in die Erde, deckt sie unten mit Erde wohl zu, und berührt sie oben mit einer brennenden Kohle, so fängt dieselbe sogleich Feuer, das wie ein Licht fortbrennt, und nicht eher aufhört, als bis man dasselbe absichtlich auslöscht, oder die Röhre heraus nimmt. Diese Röhren dienen des Nachts statt der Kerzen und leiden keinen Schaden, sobald sie nur untem mit Erde zugedeckt sind; thut man dies aber nicht, so werden sie nothwendig vom Feuer verzehrt.

Es giebt weiße und schwarze Naphtha. Der Brunnen, aus welchem die weiße Naphtha geschöpft wird, befindet sich in der Nähe des immerwährenden Feuers, und ist kaum eine halbe Meile südwestlich von demselben entfernt. Ehe man noch zu demselben kommt, geht man bei einem See vorbei, der gewöhnlich trocken ist, und nur bei regnerischer Witterung neues Wasser enthält. An der Westseite dieses Sees ist ganz auf der Ebene unterhalb einem kleinen Hügel die weiße Naphthaquelle. Diese ist ein Brun-

nen, der etliche dreißig Fuß tief und zwei breit ist; unten in demselben quillt die Naphtha tropfenweiße heraus, und sammelt sich, bis man sie herausschöpft. Gmelin fand blos eine einzige Quelle, die Einwohner aber versicherten ihm, daß mehrere Quellen vorhanden seyen, und daß bald die Eine verschwinde, bald sich eine Andere wieder zeige. Der Brunnen ist mit Steinen bedeckt, und nur derjenige, der die Aufsicht darüber führt, kann die Naphtha in Empfang nehmen.

Die Farbe dieser Naphtha ist nicht etwa weiß, sondern führt den Namen der weißen Naphtha nur deshalb, weil sie durchsichtig und gelb ist, und sich dadurch von der schwarzen unterscheidet. Sie hat eine feinere und reinere Flamme, und ihr Dampf riecht bei weitem nicht so unangenehm als jener von der Schwarzen. Sie brennt auch viel geschwinder, und fängt schon Feuer, ehe sie kaum noch von demselben berührt wird. Man braucht die weiße Naphtha in Persien als ein Hausmittel in Gliederschmerzen und bei andern Uebeln.

Zum Verbrennen braucht man blos die schwarze Naphtha, mit der man deshalb einen großen Handel treibt. Sowohl die weiße als die schwarze Naphtha wird in ledernen Säcken verwahrt und verführt; in hölzernen Gefäßen verliert sie vieles von ihrem Gewichte. Die Einkünfte, welche der Khan in Baku jährlich von diesem Produkte ziehen soll, giebt man zu 40,000 Rubel an.

Von dem Ursprunge der Naphtha ist noch wenig bekannt. Gmelin glaubt, sie fließe von den caucasischen Gebirgen herab.

Feueranbeter oder Gebern zu Baku.

Der Mensch, sobald er nur einigermaßen auf das, was außer ihm vorgeht, aufmerksam wird, sucht den Grund der Erscheinungen zu erforschen; allein da er noch eben so ungeübt im Denken als in der Kenntniß der Natur unerfahren ist, so personifizirt er alle Erscheinungen, die einen mächtigen Einfluß auf sein Wohl oder Weh haben. Er fängt sie an als göttliche Wesen zu verehren; daher kommt es, daß die eine Nation bald einem schädlichen Thiere, bald einer wohlthätigen Naturerscheinung göttliche Ehrfurcht erweißt. Dies ist auch der Fall mit dem immer brennenden Feuer zu Baku, dessen Ursachen man sich nicht erklären konnte, und dessen wohlthätigen Einfluß man doch erkannte. Es halten sich daher stets einige indische Pilgrimme an diesem Orte auf, welche Abkömmlinge der alten Gebern sind. Das gemeine Volk nennt sie Derwische, welches sie aber gar nicht sind. Sie sehen dies immerwährende Feuer als etwas ungemein Heiliges, als ein Zeichen der Gottheit an, die sich dem Menschen in nichts Reinerm und Vollkommnerem zeigen könne, als im Feuer und Licht. Aus Indien, welches ihr Vaterland ist, stellen diese andächtigen Leute Wallfahrten nach Baku an, und bezeugen daselbst dem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht auf eine außerordentliche rührende Art. Rings um den Ort des stets brennenden Feuers haben sie steinerne Tempel errichtet, in denen Altäre stehen. Zu Gmelins Zeiten brauchte man blos noch Einen von diesen Tempeln, in dem sich nahe beim Altare eine zwei Fuß hohe Röhre befand, aus welcher eine schöne blaue mit Roth gemischte Flamme stieg.

Sie war oben enge; man konnte daher Töpfe darauf setzen; im Winter bediente man sich derselben zum Wärmen, und das ganze Jahr über zum Kochen. Hielt man einen brennenden Halm hin, so stieg sogleich eine Flamme durch die Röhre heraus, die man durch einen Filzlappen oder durch ein Stück Tuch wieder dämpfte, das man darauf warf.

Wenn sich die Indier bei dieser Röhre oder auch bei jeder andern in Einer der unterirdischen Wohnungen befinden, welche an die Tempel angebauet sind, beobachten sie ein tiefes, bisweilen mit andächtigen Seufzern untermischtes Stillschweigen; sie haben sich entweder dabei niedergesetzt oder schlagen beide Hände über dem Kofe zusammen *), oder sie halten auch blos einen Arm in die Höhe. Sie lassen sich in ihrer Andacht von nichts stören.

Da die Feueranbeter von den Persern als als die verabscheuungswürdigsten Götzendiener angesehen werden, und von Schach Abbas gänzlich vertrieben worden sind, so halten sich nur noch Wenige hier auf, ob sie schon jetzt wieder geduldet werden. Diejenigen, die Wallfahrten nach dem immerwährenden Feuer bei Baku anstellen, thun dies nicht immer blos für sich allein, sondern auch für Andere, welche ihnen gewisse Vortheile dafür zugestehen. Diese Pilgrimme gehen ganz nackt, haben den Kopf geschoren, und bedecken blos die Schaamtheile mit einem Lappen Leinwand. Sie nähren sich von rohen Wurzeln und Früchten, und sehen einem Skelette gleich, über das man eine schwärzliche Haut gezogen hat.

*) In dieser Stellung ist ein Indier 20 Jahre lang geblieben. Essen und Trinken erhielt er von Andern.

Thiere in Persien.

Die persischen Pferde gehören unter die schönsten im ganzen Morgenlande. Sie sind größer als die englischen Reitpferde; sie haben dünne Bäuche, einen kleinen Kopf, außerordentlich dünne Schenkel, und einen wohl proportionirten Körper; sie können starke Arbeiten aushalten, sind lebhaft und leicht. Sie haben lange Schweife, die bisweilen aufgebunden werden. Sie sind sehr zahm und willig, und halten es achtzehn bis zwanzig Jahre aus. Das gewöhnliche Futter, das sie erhalten, ist wie im ganzen Morgenlande, Gerste und nicht Haber. Vom Wallachen weiß man in Persien nichts. Sind die Pferde von heller Farbe, so färbt man ihnen die Schwänze mit rother oder Orangefarbe.

Im Kriege müssen diese Pferde erstaunlich viel ausstehen. Sie kommen niemals unters Dach, und tragen ihre Decken beständig auf dem Rücken. Diese Decken sind von grobem Filz, sehr schwer, und so heiß, daß sie die Pferde sehr entkräften. Die Araber setzen eine Urkunde über die Aechtheit der Abstammung ihrer Pferde auf, allein die Perser machen sich nicht viel aus derselben; sie stellen mit den arabischen Pferden eine andere Probe an, die, wie sie sagen, darin bestehe, daß man ein Pferd dreißig französische Meilen weit in einem Gallop fortlaufen lasse, dasselbe alsdann bis an die Brust ins Wasser reiten, und ihm hierauf Gerste zu fressen geben müsse; fräßen sie auch da noch begierig, so sey dies ein gewisses Kennzeichen, daß es ächte arabische Pferde seyen.

In Persien giebt es auch viele tartarische Pferde, die kleiner, grobgliederiger und unansehnlicher als die persischen sind, allein sie können weit mehr Strapatzen ausstehen, und sind muthiger und leichter als die Letztern. Die persischen Pferde sind selbst im Lande sehr theuer; die Besten werden bisweilen für tausend Thaler verkauft. Man führt viele persische Pferde nach der Türkei und nach Indien aus, und dies ist die Ursache ihrer Theuerung, ob schon ohne die besondere Erlaubniß des Regenten kein Pferd außer Landes geschaft werden darf.

Außer den Pferden bedient man sich in Persien auch der Maulthiere zum Reiten, die in diesem Lande schön und gut sind. Sie gehen einen guten Paß, stolpern nicht, und werden nicht leicht müde. Der höchste Preiß, den man für ein Maulthier bezahlt, ist anderthalb hundert Thaler.

In Persien giebt es zweierlei Arten von Eseln. Die Eine ist klein und träge, und wird wenig geachtet; die Andere aber, die man die Arabische nennt und die man auch in Aegypten findet, ist ein sehr schönes Thier. Auf langen Reisen sind diese Esel bequemer als die Pferde; sie sind weder so theuer noch kostet ihre Unterhaltung so viel. Sie haben eine glatte Haut, tragen den Kopf hoch, haben einen leichten Gang, und heben die Füße im Gehen mit Munterkeit auf. Die Sättel, die man ihnen beim Reiten auflegt, sind rund, wie die Saumsattel, oben ganz platt, von Tuch oder von andern Decken, mit Steigbügel und anderm Geschirre. Man sitzt nicht in der Mitte, sondern mehr hinterwärts. Wegen ihres leichten und sanften Ganges werden sie sehr geschätzt, und man zahlt für einen solchen Esel mehr als 200 Thaler. Man striegelt

sie wie die Pferde. Geistliche, die noch keine hohe Bedienung haben, reiten gern auf Eseln.

Bisweilen schlitzt man den Eseln und Maulthieren die Nase auf, damit sie sich im Laufen nicht verfangen. Im Frühlinge purgirt man sie, denn alle diese Thiere sind vielen Krankheiten ausgesetzt.

Bei allen Morgenländern steht das Kameel in großem Werthe. Die Perser nennen dasselbe Keschty kruschkonion, d. h. das Schiff des festen Landes. Es kann bis auf 1300 Pfund tragen. In Persien giebt es zwei Arten von Kameelen, welche die Perser die südliche und die nördliche nennen. Diejenigen Kameele, die die Reise vom persischen Meerbusen bis nach Ispahan und nicht weiter machen, sind viel kleiner als die Andern, und tragen nicht mehr als ungefähr 700 Pfund. Da sie aber wenig zu unterhalten kosten, so sind sie demohngeachtet eben so einträglich, als die Nördlichen. Man läßt sie, wenn sie auch noch so schwer beladen sind, ohne Leitseil und Halfter auf der Straße fortlaufen. Im Frühlinge verliert dies Thier alle seine Haare, und es sieht alsdann wie ein abgebrühetes Schwein aus, wo man es über und über mit Pech bestreuet, um es gegen den Stich der Fliegen zu sichern. Ist das Thier in der Brunst, so ladet man ihm eine weit größere Last als gewöhnlich auf; thut man dies nicht, so kann man es nicht bändigen. Es thut alsdann Sprünge wie das leichteste Pferd. Dieser Zustand dauert gemeiniglich fünf bis sechs Wochen, während welcher Zeit es gemeiniglich weniger frißt. Die Art, wie sich diese Thiere begatten, ist folgende: die Kameelkuh legt sich auf die Erde nieder, als ob sie beladen werden sollte; man bindet ihr die Vorderfüße, damit sie nicht aufspringen kann,

Das Kameel sitzt hinter derselben wie ein Hund, auf dem Hintern. Nach der Begattung bringt man die Kameelkuh durch Schläge zum Aufspringen; sie wird eine Zeit lang herum geführt, und ist eilf bis zwölf Monate trächtig. Sobald die Jungen auf die Welt kommen, legt man sie auf die Erde, bindet ihnen die vier Füße; in dieser Lage läßt man sie funfzehn bis zwanzig Tage liegen, um sie daran zu gewöhnen. Wenn sie sich nachher niederlegen, so legen sie sich niemals anders als mit untergelegten Beinen. Während dieser Zeit giebt man ihnen nichts als ein wenig Milch zu saufen, um sie an wenig Nahrungsmittel zu gewöhnen. Sie können es nachher acht bis zehn Tage aushalten, ohne zu saufen, und so groß dieses Thier auch ist, so wenig frißt es doch.

In Persien giebt es Kameele im Ueberfluße, und man treibt damit einen sehr starken Handel nach der Türkei. Die persischen Kameele haben nur eine Erhöhung auf dem Rücken.

In den südlichen und nördlichen Theilen von Persien, an den arabischen Grenzen, gegen die Tartarei und Indien hin, so wie am persischen Meerbusen findet man eine Art Kameele, die man zum Schnelllaufen braucht, man nennt sie Rehavin oder die Läufer. Sie gehen einen so schnellen Trott, daß ihnen ein Pferd nicht anders als im Gallop nachkommen kann. In den angeführten Gegenden füttert man die Kameele, so wie auch die Esel mit trocknen Fischen und Datteln. Auch gewöhnt man die Kameele, nach gewissen Worten und nach einer Art von Gesang zu gehen. Sie richten sich alsdann in ihrem Gang und in ihren Schritten nach dem Takte, und gehen lang-

samer und geschwinder, je nachdem man ihnen durch die Stimme den Takt angiebt.

An den indischen Grenzen trift man in Persien eine Art von Ochsen an, die auf der Schulter über den Vorderhüften eine Erhöhnug haben. Man hält die Ochsen blos zur Arbeit und wegen der steinigen Wege über die Gebirge werden sie wie die Pferde beschlagen.

Schweine trifft man blos in Iberien und Medien an. Es giebt aber eine gewisse Art wilder Schweine, die man wie die zahmen hält. Ihre Haut ist ganz schwarz und rauh, ihr Fleisch roh, mager und ohne Saft, und schmeckt bei weitem nicht so gut als jenes von den zahmen.

Persien hat Ueberfluß an Schaafen und Ziegen. Die Hammel haben große Schwänze, wovon Einer oft dreißig Pfund wiegt. Diese Last ist für das arme Thier oft sehr beschwerlich und dies um so mehr, weil der Schwanz unten dicker als oben ist. Oft können sie daher diesen Fettschwanz nicht mehr fortschleppen, weßhalb man ihn auf eine Art kleiner Wagen oder Rollen mit zwey Rädern legt, an welchen man ihn anbindet, damit sie ihn desto leichter fortbringen können. Es giebt in mehrern Provinzen Persiens außerordentlich zahlreiche Heerden von Vieh, mit welchem man die Türkei bis nach Constantinopel hin versorgt.

Das Wildpret ist in Persien nicht so zahlreich als in manchen andern Ländern; doch findet man in den Provinzen, wo Waldungen sind, Hirsche, Gazellen, Gemsen u. s. w. in Menge. Die Hasen sind nicht zahlreich. Dies ist auch der Fall mit den wilden Thieren. Doch trift man in den waldigen Provinzen Löwen, Bären, Tiger, Leoparden, Stachelschweine u. s. w. an. Die Schakale

sind so dreist, daß sie des Nachts einzeln in die Häuser kommen. In den Wäldern aber laufen sie heerdenweise zusammen.

Die Anzahl der Insekten ist in Persien wegen der trockenen Luft nicht groß. Einige Provinzen werden jedoch bisweilen von einer solchen Menge Heuschrecken heimgesucht, daß sie die Luft verdunkeln. Die Zugheuschrecken kommen öfters über den persischen Meerbusen, wo alsdann das ganze Ufer damit bedeckt ist. Die Einwohner machen Jagd darauf, und wenn sie dieselben getrocknet haben, so verkaufen sie sie. Die fetten zieht man auf Schnüren und trägt sie auf diese Art zu Markte. Will man sie essen, so legt man sie entweder frisch auf glühende Kohlen und bratet sie, oder kocht und ißt sie mit Salz, wenn sie schon getrocknet sind.

In einigen Theilen von Persien giebt es auch große schwarze Scorpionen, welche so giftig sind, daß diejenigen, die von ihnen gestochen werden, in wenigen Stunden sterben. Eideren findet man, die außerordentlich lang und dick sind. In den südlichen Provinzen giebt es sehr viele Fliegen, welche eine sehr große Plage sind. Unter den kriechenden Thieren ist der Tausendfuß merkwürdig. Sein ganzer Körper ist voller Füße; er ist länger als eine Raupe, aber nicht so dick. Kriecht er jemand ins Ohr, so ist sein Biß gefährlich, ja tödlich. Was das Federvieh anbelangt, so trift man die nämlichen Arten in Persien an, die wir in Europa haben, aber in keiner so großen Menge. Die Perser mästen die jungen Hühner, wodurch sie eine außerordentliche Größe und Fetttigkeit erlangen. Die Tauben, sowohl die zahmen als die wilden, sind überall zahl-

reich; die Letztern aber trift man in größerer Menge an. Mit dem Taubenmiste düngt man die Felder, auf denen man Melonen bauet. Auf die Erbauung der Taubenhäuser verwendet man in Persien sehr vielen Fleiß; sie sind sechsmal größer als bei uns. Sie werden von gebackenen Steinen erbauet und mit Gyps oder Kalk überzogen; inwendig sind sie von oben bis unten voller Löcher, in denen die Tauben ihre Nester haben. In der Gegend von Ispahan giebt es mehr als dreytausend Taubenhäuser, die man mehr um des Taubenmistes willen gebauet hat. Die Perser haben zahme Tauben, die auf den Taubenfang abgerichtet sind, wovon sie große Liebhaber sind. Diese Tauben lassen sie den wilden Tauben den ganzen Tag nachfliegen und alle diejenigen, die sich unter sie mischen, bringen sie mit sich ins Taubenhaus. Es ist auch nicht selten der Fall, daß solche zahme Tauben andere zahme mitbringen, wodurch das Taubenhaus des Andern auf einmal leer wird.

Die Rebhühner sind so groß wie die jungen Hähne und haben ein außerordentlich schmackhaftes Fleisch. Wasservögel, z. B. Gänse, Enten, Brachvögel, Kranniche, Reiher, Wassertaucher Schnepfen u. s. w. findet man in den nördlichen Provinzen in Menge. Im Winter und Herbste trift man überall Baumfalken an, welche so groß wie ein junger welscher Hahn sind und auf dem Kopfe einen Busch haben.

In Persien giebt es die nämlichen Singvögel wie in Europa. Die Nachtigall singt zu allen Jahreszeiten, allein ihr Gesang ist im Frühlinge stärker als in den übrigen Theilen des Jahres. Der Stieglitz hat einen vortreflichen Waldgesang. Die Heidelerche singt beständig und

man

man kann ihr allerhand Melodien lehren. Der Mauerschwalbe lehrt man viele Worte nachsprechen. Der Vogel Nura plaudert beständig und spricht alles das, was man ihm vorsagt, auf eine lächerliche Art nach.

Unter den Vögeln ist besonders der Pelikan oder die Löffelgans merkwürdig. Die Perser nennen sie Tacah d. h. Wasserschöpfer oder Wasserträger; auch nennen sie sie Misc d. h. Schaaf, weil sie in Persien so groß als ein Schaaf ist. Gewöhnlich trägt dieser Vogel den Schnabel rücklings auf dem Rücken, wo er ihn ruhen läßt. Er lebt von Fischen, die er auf eine ganz besondere Art fängt. Er steckt nämlich seinen Schnabel unters Wasser, und lauert in dieser Stellung auf die Fische, die er wie in einer Reuſſe oder in einem Netze fängt. Den Namen Wasserträger haben ihm die Perser deshalb gegeben, weil sie in den arabischen Wüsten bemerkt haben, daß er sein Nest weit von jedem Wasser hinweg macht, um desto mehr gegen Feinde gesichert zu seyn, weil gewöhnlich blos solche Gegenden von Menschen bewohnt werden, wo es Wasser giebt. Um für seine Jungen etwas zu trinken zu haben, entfernt er sich bisweilen zwei Tagereisen weit von seinem Neste und bringt ihnen in dem Sacke an seinem Schnabel Wasser zurück.

Ein noch merkwürdigerer Vogel ist der Samarmor oder Samarmog, welcher eine so außerordentliche Begierde nach dem Wasser aus einem gewissen Brunnen haben soll, daß er demselben allenthalben hin nachfolgt. Diese Vögel sind so groß wie die jungen Hähne, haben schwarze Federn und graues Fleisch. Sie haben sehr große Flügel, und fliegen, wie die Staare, in großen Haufen.



Sie leben von Heuschrecken, denen sie nachziehen; kommt ein Zug Samarmors an, so kann man versichert seyn, daß man bald von den Heuschrecken befreiet wird. Dasjenige, was man ferner von diesem Vogel erzählt, ist mehr als lächerlich.

In Persien halten sich außerordentlich viele Raubvögel auf, woran ohnstreitig die gebirgige Beschaffenheit des Landes Schuld ist, und welche man auf folgende Art zur Jagd abrichtet. Man nimmt z. B. Kraniche oder andere Vögel und verbindet ihnen die Augen, damit sie nicht wissen, wo sie hingehen oder fliegen sollen. Auf diese Vögel läßt man die Raubvögel losschießen. Sind sie nun auf diese Art abgerichtet, so braucht man sie anfänglich zum Fange der Adler, Kraniche, Enten, wilden Gänse, Rebhühner, Wachteln u. s. w., alsdann fängt man auch Hasen und Kaninchen damit. Auch richtet man sie zum Fange des großen Wildpretes, ausgenommen der wilden Schweine, und zwar auf folgende Art ab: man nimmt die Haut eines solchen Thieres, und stopft sie mit Stroh aus; an dem Kopfe befestigt man ein Stück von dem Fleische, das dem Vogel zu seiner täglichen Nahrung dient; alles dies thut man auf eine Maschine mit vier Rädern; hierauf läßt man den Vogel los und fährt während der Zeit, wo er von dem Fleische frißt, das ausgestopfte Thier herum, damit er sich an diese Art von Bewegung gewöhnt. Sind sie genug abgerichtet, so bedient man sich derselben bei der Jagd auf folgende Art: man jagd erstlich das Thier, das man fangen will, so lange herum, bis es ganz abgemattet ist; alsdann läßt man den Raubvogel auf dasselbe los. Dieser setzt sich ihm auf den Kopf, schlägt ihm



mit seinen Flügeln in die Augen und zerhackt denselben mit seinen Krallen und seinem Schnabel. Das erschrockene Thier stürzt zu Boden und der Jäger hat Zeit, herbei zu eilen und das Thier vollends zu tödten. Ist das Thier, das man fangen will, sehr groß, so läßt man mehrere Vögel auf dasselbe losschießen, die das arme Thier nach einander abmartern.

Landesreligion in Persien.

Die Perser bekennen sich größtentheils zur mahomedanischen Religion, und zwar zur Sekte des Ali. Sie sind daher Schiiten und werden von den Sunniten, einer andern Religionspartei der Mahomedaner, nicht als Rechtgläubige anerkannt. Sie sind tolerant und gestatten andern Religionsparten, z. B. den Christen, Juden u. s. w. das öffentliche Bekenntniß ihrer Religion. Die Perser gestehen das Recht der Nachfolge im Kaliphat blos den zwölf Imams zu, welche sie für Abkömmlinge ihres Propheten anerkennen. Sie sind nicht so intolerant als die Türken, auch unterscheiden sich jene von diesen in mehrern Religionsgebräuchen. Die Perser beten z. B. immer mit offenen Händen, da die Türken sie zumachen und vor die Brust legen. Bei ihren Reinigungen waschen jene vor dem Gebete ihr Gesicht und ihren Bart blos mit der rechten Hand, und brauchen die Andere blos bei weniger wichtigen Gelegenheiten; auch berühren sie blos den vordern und hintern Theil ihrer Füße ganz oben hin. Die Türken hingegen waschen sich mit beiden Händen und reiben den ganzen Fuß.

Die Perser gestehen dem alten und neuen Testament eine große Autorität zu, und sagen, beide seyen so wie der Koran vom Himmel gekommen, und Mosi und Christo mitgetheilt worden. Nur behaupten sie, der Koran sey dazu bestimmt, die Irrthümer in den beiden ersten Büchern zu berichtigen und zu verbessern, indem dieselben von den Juden und Christen sehr verderbt worden wären. Sie erkennen Christum für einen großen Propheten, läugnen aber, daß er der Sohn Gottes und der Erlöser des Menschengeschlechtes sey.

Die Kurden.

Die Kurden sind größtentheils ein Hirtenvolk, das sich in Persien in der Provinz Irak Adschemi aufhält. Es zieht größtentheils mit seinen Heerden von einem Orte zum Andern. Ihre Sprache soll ein Gemisch vom Persischen, Chaldäischen oder Syrischen und Arabischen seyn. Sie theilen sich in verschiedene Stämme und wohnen unter Zelten. Sie sind sehr raubsüchtig, von harter und starker körperlicher Beschaffenheit, und im Ganzen noch wilder und grausamer als die Beduinen-Araber. Sie kleiden sich theils wie die Türken, theils wie die Perser, allein ihre Kleidung ist schlecht. Die Frauenzimmer gehen öffentlich mit zurückgeschlagenem Schleier herum.

Die Kurden sind lebhaft und kriegerisch; sie lauern den Karawanen auf, und wenn sie Eine antreffen, die sie zu übermächtigen glauben, so greifen sie dieselbe an, morden und plündern sie. Allein nicht alle treiben eine her-

umwandernde Lebensart, sondern Einige haben sich auch an die Bewohnung der Dörfer und Städte gewöhnt. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser und Milch. Die Männer haben sehr schnelle Pferde und führen blos eine Lanze. Die Zelte, die sie bewohnen, sind groß und bestehen aus einem groben braunen Tuche, das aus Ziegenhaaren verfertigt ist, womit sie auch ihre viereckigen Hütten bedecken, die aus korbmäßig geflochtenem Rohr gebauet sind. Wenn sie von einem Orte aufbrechen, um bessere Weideplätze zu suchen, so beladen sie ihre Ochsen mit ihren Weibern, Kindern und Häusern, welche Letztere sie leicht aus einander nehmen können.

Die Kurden haben ein unangenehmes Ansehen. Sie haben kleine Augen, eine dunkle Hautfarbe, ein weites Maul und schwarze Haare. Ihr Blick ist sehr wild, und so lange sie noch in den Kinderjahren sind, gehen sie ganz nackt, wodurch sie sehr abgehärtet werden, und jeder Witterung und Beschwerlichkeit Trotz bieten können. Sie gehorchen verschiedenen Erbfürsten, welche persische Vasallen sind. Allein diese Vasallenschaft besteht größtentheils blos in dem mündlichen Bekenntnisse, daß sie unter dem Schutze dieses oder jenes Regenten stehen, ohne weitere Verbindlichkeiten gegen denselben zu erfüllen.

Ihrer Religion nach sind die Kurden theils Christen, theils Mahomedaner. Die Erstern bekennen sich zur römisch-katholischen, zur nestorianischen, zur jacobitischen und zur armenischen Kirche. Die Andern sind entweder Anhänger Ali's oder Omars, oder Jesidier.

Die Jesidier (Jesides) halten ihre religiösen Grundlehren sehr geheim, weil sie der mahomedanische Pö-

bel für Ketzer hält. Man hat daher eine Menge ungereimter Mährchen über ihre Glaubenslehren verbreitet. Das Fluchen wird bei ihnen sehr hart, ja sogar mit dem Tode bestraft. Sie beschneiden sich wie die andern Mahomedaner, und trinken Wein und andre starke Getränke, wobei sie sich sehr in acht nehmen, daß kein Tropfen auf die Erde fällt: wird etwas verschüttet, so graben sie die Erde, worauf dasselbe gefallen ist, aus, und tragen sie nach einem Orte hin, wo der Wein nicht mit Füßen getreten werden kann. Ihre Geistlichen kleiden sich schwarz, welches bei andern Mahomedanern nicht gebräuchlich ist.

Turkomanen.

Turkomanen trift man in mehreren Gegenden Persiens an; sie sind ein Hirtenvolk und treiben ebenfalls eine herumwandernde Lebensart. In ihrer Lebensart haben sie viel Aehnliches mit den Beduinenarabern; nur besitzen sie größere Heerden, weil sie fettere Weideplätze haben. Alle ihre Habe besteht in Vieh, z. B. Kameelen, Büffeln, Ziegen, vorzüglich aber Schaafen. Sie leben von Milchspeisen, Butter und Fleisch, welche Nahrungsmittel sie im Ueberflusse haben. Was sie nicht selbst verbrauchen, das verkaufen sie in die Städte und in die Dörfer, und tauschen dafür Waffen, Kleidungsstücke, Getraide u. s. w. ein. Ihre Weiber spinnen Wolle und weben Teppiche daraus. Die einzige Beschäftigung der Männer besteht darinn, daß sie ihre Pfeife rauchen, und auf die Heerde acht geben. Sie sitzen beständig zu Pferde und sind stattliche Reuter, und mit Lanzen und andern Arten von Waffen versehen.

Gegen ihre Weiber sind sie sehr eifersüchtig, wie dies beinahe bei allen morgenländischen Nationen der Fall ist. Sie rauben und plündern, wenn sich eine Gelegenheit darzu darbietet; selten aber verüben sie Grausamkeiten dabei. Sie bekennen sich zur mahomedanischen Religion.

Noch einige Bemerkungen über andere Völker, welche sich in Persien aufhalten.

In mehrern Städten Persiens, so wie auch auf dem Lande leben Armenier. Dies Volk ist von Natur sehr zum Handel geneigt; zum Kriege hat es gar keine Lust, und es giebt sich blos mit dem Handel ab. Die Armenier reisen deshalb aus den innersten Theilen von Persien bis nach Livorno, und durchwandern alle Länder Asiens, China ausgenommen. Der Mittelpunkt des armenischen Handels ist, wie schon erwähnt worden, die Vorstadt von Ispahan, Dschulfa. Auf ihren Handelsreisen sind sie unermüdet, und achten weder schlechte Witterung noch große Beschwerlichkeiten. Sie sind gastfrei, nüchtern, haushälterisch und gar nicht rachsüchtig. Wenn sie einen Handel mit jemand schließen, so legen sie, so wie die Türken, das Geld auf den Tisch, hierauf fangen sie zu streiten an, lärmen, was sie können, und legen immer ein Stück Geld nach dem Andern zur ersten Summe hinzu. Nachdem sie sich nun eine Zeit lang herum gezankt und einander hin und her gestoßen haben, drücken sie die Hand des Verkäufers so heftig, daß er schreien muß, und lassen ihn nicht eher los, bis er seine Waare für die angebotene Summe

abläßt. Sie sind sonst langsam und bedächtig, und man hält sie im Ganzen für geitzig. Das weibliche Geschlecht lebt sehr eingezogen und verborgen. Auf den Gassen geht es verschleiert, und ein Bräutigam bekommt seine Braut nicht eher als am Verlobungstage zu sehen. Sie bekennen sich zur christlichen Religion, sind aber sehr abergläubisch, und im Ganzen sehr unaufgeklärt. Sie sprechen zwei Sprachen, eine Gemeine und eine Gelehrte; jene verstehen alle Armenier, diese aber nur wenige. Die Letztere findet sich blos in ihren alten Büchern, und ist nur noch beim Gottesdienste gebräuchlich.

Zigeuner leben im ganzen Lande zerstreuet. So findet man auch Hindus oder Banianen (indische Kaufleute) Griechen, Juden u. s. w. in Persien, welche aber eben nicht zahlreich sind.

Kaschemir.

Kaschemir ist eine Provinz von Ostpersien, die beträchtlich höher liegt als die benachbarten Landschaften. Es besteht in einem Thale, das eine elliptische Gestalt hat, und sich in einer Länge von 90 Meilen von Südosten nach Nordwesten hinzieht. Gegen die Stadt Islamabad hin erweitert sich dasselbe allmählig und erhält eine Breite von 40 Meilen. Diese Breite erhält sich mit geringen Veränderungen bis an die Stadt Sampre, von wo aus die Gebirge durch eine regelmäßige Beugung gegen Westen zusammenstoßen, und Kaschemir von dem Gebiete von Muzzufferabad trennen. Gegen Norden und Nordosten ist Kaschemir von Gebirgen begrenzt, welche man die Gebirge von

Tibet nennt. Gegen Südosten und Süden ist es von Kisstemar und gegen Südwesten und Westen von Prounce, Muzzufferabad und einigen andern Bezirken umgeben.

Das Thal von Kaschemir ist eines der berühmtesten, und wird wegen seiner herrlichen Lage und seiner reichen Produkte von asiatischen Schriftstellern das indische Paradies genannt. Es ist fast durchgängig eben, und da es hinlänglich bewässert ist, so bringt es reiche Erndten von Reis hervor, der die gewöhnliche Nahrung der Einwohner ausmacht. Am Fuße der ersten Gebirge bauet man auch Weitzen, Gerste und andere Getraidearten. Auch gewinnt man vortreflichen Safran, und in den Bergen findet man viel Eisenerz.

Den größten Theil seines Ruhmes und seines Wohlstandes aber hatte Kaschemir von jeher den Manufakturen von Schawls zu verdanken, die noch jetzt unerreicht sind. Die Wolle, aus welcher man sie webt, sagt Forster, fällt nicht im Lande selbst, sondern in gewissen Gegenden von Tibet, die eine Reise von einem ganzen Monate weit gegen Nordosten liegen. Die Wolle sieht ursprünglich dunkelgrau aus, und wird in Kaschemir durch Zubereitung aus Reismehl gebleicht. Das Garn aus dieser Wolle färbt man auf eine solche Art, wie man es für den Verkauf der Waare am zuträglichsten hält. Die gewebten Schawls werden niemals gewaschen. Der Rand, der allerlei Figuren oder wenigstens Farben enthält, wird an die fertigen Schawls angesetzt; dies thut man aber auch auf eine so feine Art, daß man die Stelle, wo dies geschehen ist, nicht erkennen kann. Die Weberei der Schawls hat Aehnlichkeit mit jener der Schalons in Europa. Der Preis eines Schawls von ge-

wöhnlicher Güte ist vom Webestuhle weg acht Rupien; derselbe aber steigt mit der zunehmende Güte der Waare zu funfzehn und zwanzig Rupien. Forster sah ein sehr feines Stück, das aus der ersten Hand 40 Rupien gekostet hatte. Durch die Einwirkung von Blumen aber wird der Preis der Schawls sehr erhöhet.

Berniers Nachrichten von den kaschemirschen Schawls weichen gar sehr von den Forsterischen ab. Diese Schawls, sagt Bernier, sind gewebte Stücke, die gegen anderthalbe Elle lang und eine Elle breit sind. An beiden Enden haben sie Stickereien, die man auf Rahmen macht, welche ohngefähr einen Fuß breit sind. Beide Geschlechter, sowohl unter den Mogolen als unter den Hindus, tragen sie im Winter auf dem Kopfe, und lassen sie über die linke Schulter wie einen Mantel herabfallen. Man macht zweierlei Sorten; die Eine aus inländischer Wolle, die viel feiner und zarter als die spanische ist; die Andere aus einer Wolle oder vielmehr aus Haaren, Tuuz genannt, welche auf der Brust wilder Ziegen in Groß = tibet wachsen. Die Letztern sind viel theurer als die Ersten. Auch ist kein Biberhaar so fein und weich als das Haar der tibetanischen Ziegen. Das Schlimmste bei den Schawls aus Ziegenhaaren ist dieses, daß die Motten leicht hinein kommen, wenn man sie nicht öfters lüftet *). Ein Theil der Abgaben von Kasche-

*) Turner theilt in seiner Reise nach Tibet folgende Nachricht von den Ziegen mit, aus deren feinen Wolle man die kaschemirschen Schawls macht. Sie gehören, sagt er, zu den schönsten Ziegenarten und übertreffen an äußerer Gestalt die angorischen. Sie haben gerade Hörner und sind an Gestalt kleiner als die kleinsten englischen Schaafe. Man findet sie von verschiedenen Farben, schwarz, weiß, bläulichweiß und hellbraun. Die feine Wolle sitzt dicht auf der Haut und

mir wird in Schawls nach der Hauptstadt des Afganen Reiches übermacht. Es giebt drei Sorten von Schawls, von denen zwei, die langen und die schmalen viereckigen am häufigsten in Hindostan getragen werden. Die langen, aber sehr schmalen, welche eine starke Mischung von schwarzer Farbe haben, dienen den nördlichen Asiaten zu Gürteln.

In Kaschemir macht man einen Wein, der mit den Maderawein viele Aehnlichkeit hat, und der sehr gut seyn würde, wenn man ihn gehörig zuzubereiten wüßte. Aus den Trauben verfertigt man auch eine Art von Branntewein, der wie der Wein ohne Scheu von allen Volksklassen getrunken wird.

Die Kaschemirer verfertigen das beste Papier im Morgenlande. Dies Papier machte ehemals einen sehr wichtigen Handelsartikel aus, so wie ihre lackirten Waaren, ihre Eisenwaaren und ihr Zucker.

Das Volk in Kaschemir schmachtet unter dem schmählichsten Drucke, wodurch alle Energie und alle Selbstthätigkeit unterdrückt und ausgerottet wird. Auch hat die Raubsucht ihrer Nachbarn ihrem Handel vielen Schaden zugefügt: denn diese fallen ohne Schonung über die fremden Kaufleute her, und plündern oft ganze Ladungen aus. Unter der Regierung der Timuriden waren 40,000 Webestühle für Schawls in Kaschemir vorhanden, und im Jahre 1783 waren nicht sechstausend mehr übrig.

ist mit langen groben Haaren überdeckt. Die kalte Witterung, in der sie beständig leben, erhält die Feinheit der Wolle. Denn diejenigen Ziegen, die man von dieser Art nach Bengalen brachte, verlohren ihre feine Wolle, welche bald durch Hautgeschwüre sehr verdorben wurde.

In Kaschemir sieht man Kaufleute und Geschäftsführer derselben aus den vornehmsten Städten des nördlichen Hindostans, der Tartarei, aus den eigentlichen persischen und türkischen Provinzen. Diese Kaufleute erwerben sich große Reichthümer.

Die Kleidung der Kaschemirer besteht aus einem großen Turban, den sie aber auf eine sonderbare Art aufsetzen, aus einer langen wollenen Weste oder vielmehr Rocke mit langen Ermeln und einem weiten Mantel, der in mancherlei Falten um den Leib geschlagen wird. Unter dem Rocke tragen die Reichen ein Pirahun oder Hemd und Beinkleider. Bei den Aermern ist dies nicht der Fall.

Die Tracht der Weiber ist nicht weniger sonderbar als jene der Männer, und verschönert ihre natürlichen Reitze gar nicht. Das Einzige, ja oft einzige Gewand, das sie tragen, ist aus baumwollenem Zeuge gemacht, und gleicht einem langen, weiten Hemde. Ueber das Haar, das in eine einzige Flechte zusammengebunden ist, tragen sie eine englische Mütze, die gemeiniglich von rothem Tuche ist. An dem Hintertheile der Mütze hat man ein dreieckiges Stück von dem nämlichen Tuche befestigt, das auf den Rücken hinabfällt, und einen großen Theil des Haupthaares bedeckt. Um den untern Rand der Mütze hat man einen schmalen Turban gewickelt, der hinten durch eine kurze Schleife zusammengezogen ist. Blos die Weiber der geringern Volksklassen zeigen sich öffentlich, jene der Vornehmern kommen nie zum Vorscheine.

Die Kaschemirer sind ein starkes wohlgebildetes Volk. Ihre Weiber haben, wie Forster bemerkt, sowohl in ihrer Gestalt als in ihren Zügen etwas Plumpes: ihre Beine sind

meistens zu dick. Nach Bernier aber sollen die Kaschemirerinnen sehr schön seyn. Die Hauptstadt von Kaschemir, die Serinagar heißt, hatte vormals eine Menge reicher Curtisanen, welche aber die harten Auflagen der Afganen und ihre Bedrückungen sehr vermindert haben. Die Meisten, die noch übrig sind, sind bis zur bittersten Armuth herabgesunken. Die Wenigen, die Forster zu sehen bekam, machten ihm durch ihren reitzenden Tanz und ihre melodische Stimme vieles Vergnügen.

In Kaschemir sind die Weiber außerordentlich fruchtbar. So drückend und tyrannisch auch die Regierung ist, so ist das Land doch sehr volkreich. Die Flüsse und Bäche des Landes sind sehr fischreich, und Fische machen mit eine Hauptnahrung des Volkes aus. Aus dieser Ursache will Forster die Fruchtbarkeit der Weiber herleiten.

Die kaschemirsche Sprache ist ohnstreitig ein Zweig der Schanscrittasprache. In Ansehung des To es hat sie die meiste Aehnlich eit mit der Sprache der Maratten, ob sie schon härter als diese ist, allein trotz dieser Härte giebt es doch vielleicht in Kaschemir niemand, der nicht Geschmack an der Musik hätte. Ueberhaupt sind die Kaschemirer ein fröhliches und lebhaftes Volk, das einen starken Hang zu Vergnügungen hat. Es giebt kein Volk in Asien, das so gewinnsüchtig wäre, und keines ist so erfinderisch in den Mitteln Geld zu gewinnen, als dieses, aber auch keines besitzt so viele Neigung, seine erworbenen Reichthümer zu allen Arten von Vergnügungen anzuwenden. Besitzt ein Kaschemirer von der niedrigsten Klasse nur 2 bis 3 Thaler, so macht er gleich eine Lustpartie auf dem See, der nicht weit von der Hauptstadt liegt, und ergötzt sich so lange, bis der letzte Heller

verzehrt ist. Selbst der Despotismus der Afganen und die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche die Herrscher ausüben, können die Neigung der Kaschemirer zu Vergnügungen nicht ausrotten. Doch hat man bemerkt, daß, seitdem Kaschemir von dem hindostanischen Reiche getrennt ist, die Sitten und die Lebensart der Einwohner eine große Veränderung erlitten haben. Unter dem milden Scepter der hindostanischen Kaiser überließen sich die Kaschemirer ihrer frohen und lustigen Gemüthsart, und zeigten ihre Pracht und ihren Glanz; allein jetzt sie hat der Despotismus der Afganen so schüchtern gemacht, daß sie sich scheuen, nur das geringste Zeichen von Wohlstand blicken zu lassen, weil sie Mißhandlungen und Ausplünderung zu befürchten haben. Ein Kaufman aus Georgien, sagte Herrn Forster, daß das Volk bei der ersten Reise, die er nach Kaschemir gemacht habe, munter, ja selbst ausschweifend und verschwenderisch gewesen sey; allein seit dem letzten Statthalter, einem wilden und raubsüchtigen Afganen seyen die Kaschemirer muthlos, ihre Art zu leben armselig, und ihre Kleidung schlecht und plump geworden; ja selbst ihre Geschwätzigkeit habe sich in eine ängstliche Verschwiegenheit verwandelt.

Forster war bei seinem Aufenthalte in Kaschemir oft Augenzeuge von den Mißhandlungen, welche der gemeine Mann von seinen Tyrannen zu erdulden hatte. Selten gaben die Afganen einen Befehl, ohne ihn mit einem Schlage ihrer Art zu begleiten, deren sie sich im Kriege als einer Streitart bedienen. Das Volk ist durch diese Bedrückungen nicht allein höchst elend, sondern auch verdorben worden, und Forster behauptet, er habe nie eine so verdorbene Nation kennen gelernt, als die Einwohner von Kaschemir. Diese

Verdorbenheit bemerkt man besonders dann, wenn ein Kaschemirer Gewalt erhält. Alsdann bietet er alle seine Kräfte auf, die Vortheile seiner Stelle auf alle mögliche Art zu benutzen. Jedes Mittel, wodurch er etwas gewinnen kann, ist ihm gleichgültig; er ist räuberisch und stolz, und zeigt in allen seinen Handlungen Trug, Arglist und die überlegteste Grausamkeit, welche feigen Menschen eigen ist.

Die Kaschemirer sind auf eine so außerordentliche Art neugierig, daß, wenn man eine Frage an sie thut, sie sich sogleich mit einer ganzen Reihe von Gegenfragen einstellen, ehe man von ihnen die gefoderte Antwort erhält. Krämer sagen selten, ob sie eine Waare haben, ehe sie wissen, wie viel man davon verlangt.

Die Eingebornen von Kaschemir ziehen selten in den Krieg, vor dem sie einen natürlichen Abscheu zu haben scheinen. Bei der afganischen Regierung ist es eine hergebrachte Regel, keinen Kaschemirer unter ihre Truppen aufzunehmen. Die gemeinen Kaschemirer tragen im Winter meistens ein hölzernes Feuerbecken, das an dem Dickbeine hängt, und der Stelle, welche es berührt, ein geschundenes Ansehen giebt. Hieran erkennt man einen Kaschemirer, wenn er etwa unerwartet Dienste nehmen wollte. Die Schleuder, die sie gut zu gebrauchen wissen, scheint ihre Lieblingswaffe zu seyn, und setzt sie in Stand, einen Feind in beträchtlicher Entfernung zu halten.

Seinen hohen Gebirgen hat es Kaschemir zu verdanken, daß es nicht nur gegen die Fluthen der Regenzeit und die erstickende Hitze, welche in dem benachbarten Lahore herrschen, sondern auch gegen die kalten Nordwinde geschützt ist, welche Tibet einen großen Theil des Jahres mit Schnee und

Eis bedecken. Als Bernier über das Gebirge Bember, welches Kaschemir von Lahore scheidet, ins Thal von Kaschemir herabstieg, so glaubte er in eine andere Welt versetzt zu werden, so schön und angenehm war die Gegend, in die er kam, und so frisch und erquickend die Luft, welche ihm entgegen wehete. Viele Bäche und Ströme stürzen sich von den Bergen herab, und bilden Scenen, welche einen äußerst angenehmen Anblick gewähren. Allein diese Bergwasser würden das Thal von Kaschemir längst überschwemmt und unbewohnbar gemacht haben, wenn sich ihre Gewalt nicht in den schönen Seen bräche, die in dem Thale von Kaschemir zerstreuet liegen, und die durch eine Menge künstlicher Kanäle verbunden sind. Die unzählichen Bäche und Ströme ergießen sich endlich alle in den Chelum, einen breiten und schiffbaren Fluß, der ruhig bis an die Grenzgebirge des Landes fortfließt. Der Boden des Thales ist daher einer der fettesten und fruchtbarsten auf der ganzen Erde. Die niedrigen Berge sind mit prächtigen Wäldern von Eichen, Buchen und andern nützlichen Bäumen geschmückt, und die Gärten und Felder sind mit Blumen, Pflanzen und allerhand Obstbäumen bedeckt. Die Bäche, sagt Bernier, die von den Bergen herabfallen, machen das Thal und die kleinen Hügel, mit denen es umgeben ist, so schön und fruchtbar, daß man das ganze Land für einen ewig grünenden Garten halten sollte, über welchem die zwischen den Obstbäumen hervorragenden Dörfer und Flecken wie Lusthäuser hingestreuet sind, und in denen Wiesen, Felder mit Reis, Getraide, Hanf und Safran, und Beeten mit allen Arten von Gartengewächsen beständig mit einander abwechseln. Sind die edlern Obstarten in Kaschemir nicht ganz so gut

gut als in den europäischen Gärten, so liegt dies weder am Klima noch am Boden, sondern an der Unvollkommenheit der Gartenkunst in Kaschemir.

Die Hauptstadt von Kaschemir, die in den alten indischen Jahrbüchern Sirinagur heißt, jetzt aber den Namen der Provinz oder des Landes führt, breitet sich drei englische Meilen an den Ufern des Jalum aus, über welchen vier bis fünf hölzerne Brücken gehen. Die Häuser bestehen aus Holz, Ziegelsteinen und Mörtel. Manche sind zwei bis drei Stockwerk hoch. Die hölzernen Dächer sind mit einer Schicht Erde bedeckt, welche die Gebäude gegen den häufig im Winter fallenden Schnee schützt. Diese Erdlage befördert im Winter die Wärme, und im Sommer die erquickende Kühlung, weil man in der letztern Jahreszeit die Dächer mit mancherlei Blumen bepflanzt; diese Dächer haben daher in einiger Entfernung das Ansehn von Blumenbeeten. Die Straßen sind, wie im ganzen Morgenlande, schmal und mit Schutt angefüllt. Der Subahdar, oder Statthalter von Kaschemir wohnt in einer Festung Schere Ghur genannt, die in dem südöstlichen Theile der Stadt liegt, wo zugleich auch seine meisten Offiziere und Truppen wohnen. Die Vortheile aber, welche die Stadt durch eine milde und gesunde, durch einen in ihrer Mitte durchströmenden Fluß und durch manche geräumige und bequeme Gebäude genießt, werden durch das enge Beisammenstehen der Häuser und durch die außerordentliche Unreinlichkeit der Einwohner wieder vernichtet. An den beiden Ufern des Flusses liegen bedeckte schwimmende Bäder.

Der See von Kaschemir, der in der Landessprache Dall heißt, ist wegen seiner Schönheit und der Vergnügungen,

die er den Einwohnern verschaft, weit und breit berühmt. Er dehnt sich von dem nordöstlichen Ende der Stadt in einer ovalen Form aus, hat fünf bis sechs englische Meilen im Umfange, und hängt in der Gegend der Vorstädte mit dem Jalum durch einen engen Kanal zusammen.

In der Mitte der Ebene oder in ungefähr gleicher Entfernung von den Bergen und dem See hat der hindostanische Kaiser, Schach Jehan einen weitläufigen Garten angelegt, der Schalimar heißt, und der voller Obstbäume und blühenden Stauden ist. Einige Bäche, die die Ebene durchschneiden, sind in einen Kanal geleitet, der mitten durch den Garten geht, viele Wasserwerke unterhält, und dadurch die vorzüglichste Zierde des Gartens ausmacht. Die Großmoguls haben in der Verschönerung dieses Gartens eben so viel Geschmack als Pracht bewiesen. Auf Bögen, die man in gleichen Entfernungen über den Kanal errichtet hat, sind vier bis fünf Reihen von Zimmern angebracht, deren jede aus einem Saale und vier Seitengemächern besteht, wo sich das Gefolge des Hofes aufhält, und die Sklaven Scherbets, Kaffee u. s. w. zubereiten. Die Pfosten der Hauptthüren der Säle sind aus Stücken eines schwarzen gelbgestreiften Steines verfertigt, der ein feineres Korn und eine lebhaftere Politur als Porphyr hat.

Die um die Stadt befindlichen Gegenden sind gegen Osten und Westen mit Gärten von Privatpersonen verschönert, in die entweder aus dem See oder aus dem Flusse Jalum Kanäle geleitet und dadurch liebliche Erquickungsplätze für die Besitzer bereitet werden. In Kaschemir ist der morgenländische Platanus sehr häufig; derselbe soll in diesem Lande eine größere Vollkommenheit als in jedem andern

Lande erreichen. Dieser Baum wird so groß wie eine Eiche. Sein Stamm ist schnurgerade, die Rinde silberfarbig und sein Blatt, das mit der flachen Hand eine gewisse Aehnlichkeit hat, blaßgrün. Hat der Baum sein volles Laub erhalten, so gewährt er ein herrliches Ansehen, und ist in heißen Ländern wegen seines kühlenden Schattens eine große Wohlthat.

Den Preiß unter allen Gewächsen aber in Kaschemir verdient die Rose, die wegen ihrer glänzenden Farbe und wegen ihres Wohlgeruches im ganzen Morgenlande berühmt ist. Das Rosenöhl oder Ottar, das man aus der Rose von Kaschemir gewinnt, wird allgemein geschätzt. Die Zeit, wo die Rosen zu blühen anfangen, wird von den Kaschemirern als eine festliche Zeit gefeiert. Sie besuchen alsdann haufenweise die benachbarten Gärten, und überlassen sich allen Arten von Vergnügungen, die man bei andern asiatischen Nationen nicht bemerkt. Hier legt man die Ernsthaftigkeit ab, die den meisten Mahomedanern eigen ist.

Erklärung der Kupfer.

I. Kupfer. Persische Trachten.

Im Morgenlande ist die Kleidung nicht, wie bei uns der Mode unterworfen. Sie bleibt fast stets dieselbe, und wie man vor Jahrhunderten gekleidet war, so kleidet man sich noch heut zu Tage. Auf diesem Kupfer sind sowohl Manns- als Weibspersonen abgebildet. Die Mannspersonen tragen keine Beinkleider, sondern nur eine Art gefütterter Unterhosen, die bis auf die Knöchel herabgehen. Diese sind vorn nicht offen, sondern sie müssen ganz herunter gezogen werden, wenn jemand ein nothwendiges Bedürfniß verrichten will. Die Hemden, die sie tragen, sind lang und haben keinen Halskragen. Weder Manns- noch Weibspersonen tragen etwas um den Hals als etwa einige Schnuren Perlen. Die Mannspersonen haben über dem Hemde eine baumwollene Weste, die bis an die Knie herabreicht. Ueber derselben tragen sie einen weiten Rock, der Cabai heißt und der beinahe die Form unserer Schlafröcke hat. Oben ist dieser Rock enger, und über dem Leibe über einander geschlagen. Bei Einigen sind die Ermel eng, bei andern weit; da aber

diese nicht selten viel zu lang sind, so werden sie an dem Oberarme in Falten gelegt, und an dem Gelenke über der Hand zugeknöpft. Vornehme Mannspersonen tragen auch Cabais nach georgischer Manier, die über dem Leibe offen stehen, und mit Schnüren und Knöpfen zusammengezogen sind. Ueber das Oberkleid trägt man Gürtel, die aus kostbaren Zeugen bestehen, und deren man sich als Taschen bedient. Ueber das lange Kleid zieht man bisweilen noch einen Oberrock, der gestickt, mit Spitzen, mit goldenen und silbernen Borden, und mit Pelz gefüttert ist. Die Strümpfe sind von Tuch, und sind so weit, wie ein Sack. Sie gehen blos bis an die Knie. Die Schuhe sind von verschiedener Art; jene der Vornehmen sind beinahe wie Pantoffeln, damit man sie leicht ausziehen kann, wenn man in ein Zimmer treten will. Einige haben hohe Absätze, Andere nicht. Bei Einigen sind die Schuhe von Leder, bei Andern sind sie von Baumwolle gestrickt.

Der Turban ist das Hauptstück der persischen Kleidung: er ist sehr schwer; manche wiegen 12 bis 15 Pfund. Die Turbane selbst sind von grobem weissen Tuche gemacht, oben darüber aber hat man feine seidene oder mit Gold durchwirkte Zeuge gewickelt; der Zeug, aus welchem der Turban besteht, ist an den beiden Enden mit allerhand Blumen durchwebt, die als eine reiche Borde sechs bis sieben Finger breit angesetzt sind. Windet man denselben herum, so macht man aus dem Blumengewebe oben auf der Mitte des Turbans einen oder mehrere Büsche.

Die Zeuge, aus denen die persische Kleidnng besteht, sind Seide und Baumwolle. Die Hemden und Beinklei-

der sind von Seide. Den Bart tragen die Perser auf verschiedenerlei Art.

Die Kleidung der Frauenzimmer ist von jener der Mannspersonen blos in wenigen Stücken verschieden. Auch sie tragen Beinkleider auf dem bloßen Leibe, die bis auf die Knöchel herabreichen. Der Gürtel, den sie tragen, ist sehr fein. Ueber den Kopf hängen sie einen Schleier, der bei Einigen hinten hinunterfällt, bei Andern aber den Hals und Busen bedeckt. Die Armenierinnen haben zu Hause den untern Theil des Gesichts bis an die Nase bedeckt, wenn sie verheurathet sind. Die Haare flechten die Frauenzimmer in Zöpfe. Einige tragen eine Stirnbinde, dies thun aber blos verheurathete Personen. Auf dem Kopfe tragen sie Aigretten von Steinen, die an dem Stirnbande befestigt sind. Sind sie nicht sehr reich, so tragen sie statt der Steine Blumensträuße. Eine Schnur Perlen geht vom Kopfputze unter dem Kinne herum. Auch haben sie Schnuren von Perlen vorn herab hängen.

II. Kupfer. Leibesübungen der Perser.

Die Perser haben öffentliche Häuser, die sie Surchone (Haus der Stärke) nennen, wo jeder seine Kräfte öffentlich zeigen kann. Das hier abgebildete Gebäude ist hoch und stark gebauet. An jeder der vier Seiten ist eine Nische; der Platz in der Mitte ist blos für die, welche ihre Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen zeigen wollen. In dem ganzen Gebäude ist keine Fensteröffnung; der Schauplatz ist daher mit Lampen erleuchtet. Drei Musikanten sitzen in einer Nische. Der Eine spielt eine Zitter, der Zweite schlägt eine Pauke,

und der Dritte singt bisweilen ein persisches Lied. Wenn diejenigen, die sich üben wollen, ihren Kaffee getrunken und ihre Pfeife geraucht haben, so kleiden sie sich aus und springen ganz nackend, blos ein paar lederne Beinkleider ausgenommen, mitten in den Platz. Ist Einer schon hinlänglich geübt, so stellt er sich sogleich auf die Hände, und hebt die Füße in die Höhe. Bald darauf tritt er wieder auf die Füße, und verrichtet sein Gebet. Die Meisten halten ihr Gebet gleich anfänglich, und werfen sich dabei mit dem Gesichte verschiedenemal zur Erde. Die ganze Gesellschaft stellt sich hierauf neben einander auf Händen und Füßen. Ist einer noch ein Anfänger, so streckt ihm der Lehrer die Hände und Füße so weit als möglich aus einander; die Erde darf er nicht mit dem Bauche berühren. Alle müssen in dieser Stellung, ohne Hände und Füße zu verrücken, mit dem Kopfe gleichsam einen Zirkel, und ist dies zweimal geschehen, auch den Durchmesser beschreiben. Je öfterer jemand solche Uebungen wiederholen kann, desto geschickter ist er in seiner Kunst. Alles geschieht nach der Musik und zwar taktmäßig. Dann nehmen Einige in jede Hand ein großes Stück rundes Holz, und werfen es auf die Schulter. Dabei haben sie weiter nichts zu thun, als die Hölzer taktmäßig von vornen nach hinten zu bewegen. Hierauf hüpfen Einige mit ihren Füßen gegen ein Bret, das sie schreg an die Wand gestellt haben. Andere, die schon geübter sind, gehen mit ihren Füßen höher, und wiederum Andere, die es in ihrer Kunst noch weiter gebracht haben, stellen sich mit den Händen auf die Erde.

Nach solchen Anstrengungen müssen diejenigen, die solche Leibesübungen anstellen, natürlich sehr schwitzen. Die-

jenigen, die es bezahlen wollen, setzen sich in eine Nische, und lassen sich von einem Bedienten tüchtig durchreiben.

Endlich fangen alle zu tanzen an. Einige tanzen in einem Kreise herum, Andere gegen eine Wand, alle bald auf dem einem, bald auf dem andern Füße, und strengen sich dabei so stark als möglich an. Einige legen sich auf den Rücken mit Küssen unter dem Kopf und den Armen, um 2 dicke schwere Stücke Holz taktmäßig in die Höhe zu heben. Da diese Uebung sehr viele Kräfte erfodert, so finden sich nur wenige zu derselben bereit. Der Meister sitzt dabei und zählt laut, wie oft der Schüler die Hölzer in die Hohe hebt. Bei einer andern Uebung bleiben die Füße immer auf einer Stelle, den Körper aber bewegt man bald aufwärts, bald einwärts, bald nach vorn, bald nach hinten. Ferner schlagen zwei ihre Hände zusammen und legen sie kreutzweiß vor die Stirn.

In Schiras giebt es drei solcher öffentlichen Surchone.

III. Kupfer. Die Stadt ist Isspahan.

Dieses Kupfer stellt eine Ansicht von Isspahan dar, dessen Beschreibung schon oben geliefert worden ist.

IV. Kupfer. Eine Karawanserai zu Isspahan.

Diese Karawanserai ist ein großes weitläufiges massives Gebäude, in welchem die Karawanen, Kaufleute und Reisenden einkehren. Sie ist von einer prächtigen Bauart, mit Stäl-

Ställen, Arcaden, Höfen und vielen geräumigen Zimmern versehen, welche eine große Menge Menschen fassen können. Da es im Morgenlande keine Wirthshäuser giebt, so sind die Karawanserais sehr vortheilhafte Anstalten. Jeder Reisende findet darin eine Herberge; mit den nöthigen Lebensmitteln aber muß er sich selbst versorgen.

V. Kupfer. Der Meydun oder der große Marktplatz zu Ispahan.

Diesen Platz, den man auch den königlichen Platz nennt, rechnet man zu den schönsten Plätzen auf der Erde. Er ist viereckig, vierhundert und vierzig Schritte lang, und etwa hundert und sechzig breit. Um denselben geht ein schöner Kanal herum. Zwischen dem Kanale und den Häusern ist ein Raum, der 20 Schritte breit ist und der sich mit einem hohen Rande von Steinen endigt. Im Umfange des Platzes stehen 200 Häuser, die alle von einerlei Bauart sind, und unter denselben befindet sich das Portal des königlichen Pallastes, ein Thor des Serails, die königliche Moschee und andere Gebäude. Der Platz hat 12 Haupt- und mehrere kleine Zugänge. In der Mitte ist ein hoher großer Mastbaum errichtet, an welchem sich die vornehmsten Personen bei Feierlichkeiten im Scheibenschießen üben. Zwischen den Häusern und an dem Kanale hin stehen hohe Pappelbäume, die einen angenehmen Schatten machen. Der Platz ist beständig voll von Menschen; da trift man Galanteriehändler, Trödler, Künstler u. s. w. an. Des Abends sieht man daselbst Marktschreier, Marionettenspieler u. s. w., welche sich unter Zelten aufhalten. Auch kann man daselbst Ochsen, Esel,

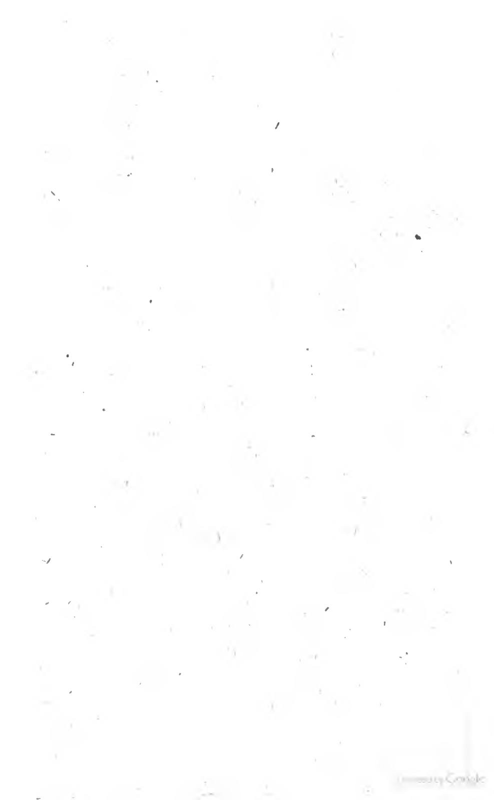
Pferde, Lebensmittel, Kleidungsstücke und Hausgeräthe kaufen.

VI. Kupfer. Eine große Brücke zu Ispahan.

Diese Brücke hat den Namen der Brücke von Dschulfa, weil sie nach der Vorstadt Dschulfa führt. Auch heißt sie nach ihrem Erbauer die Brücke des Al Verdi Khan. Sie geht über den Fluß Senderud, ist dreißig Schritte breit und sechzig lang. Auf beiden Seiten ist sie mit einer Mauer eingefaßt, die sechs Fuß dick und sechzehn hoch ist. In dieser Mauer sieht man, von neun zu neun Schritten, Oeffnungen, welche in der ganzen Länge der Mauer hingehen, und die Gestalt von Arcaden haben. Durch dieselben hat man eine Aussicht auf den Fluß. Mitten auf der Brücke sind zwei kleine Kabinette nach dem Wasser hierausgebauet. Unten ruht diese Brücke auf vier und dreißig steinernen Bogen, deren Fundament breiter als die Brücke selbst ist. Oben ist noch neben der Brücke auf den hervorstehenden Flächen der Bogen einer Gallerie angebracht; daher acht Personen auf verschiedenen Wegen auf einmal über diese Brücke gehen können.

Berichtigung.

S. 40. Z. 16. Das bis Schönheiten del.







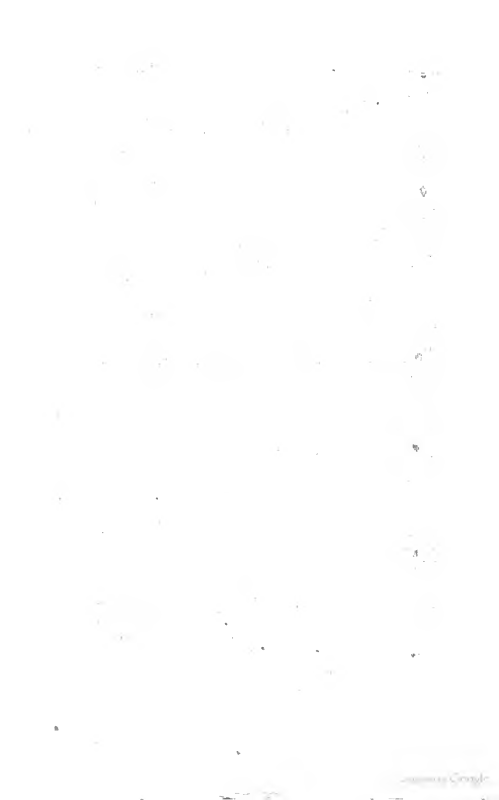
Persische Trachten

№ 1.



Leibesübungen der Perser.

No. 2.





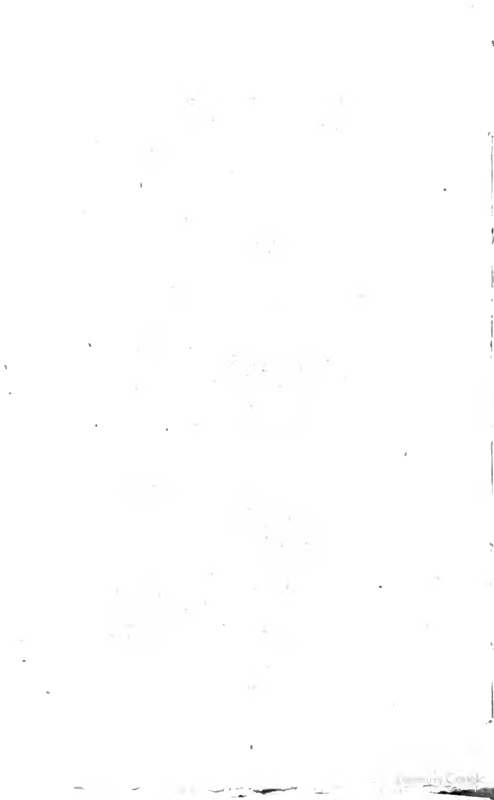
Die Stadt Ispahan.

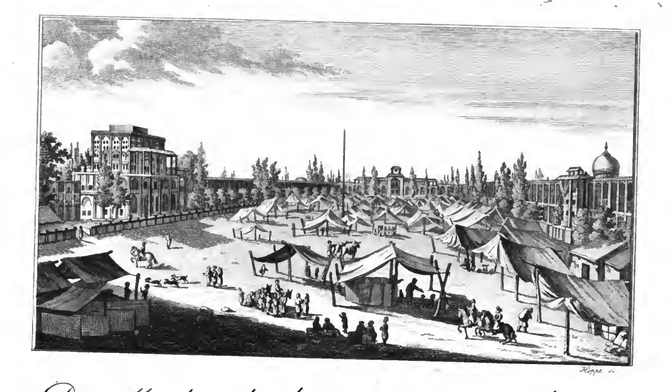
No. 3.



Eine Caravanserai zu Ispahan.

No. 4.

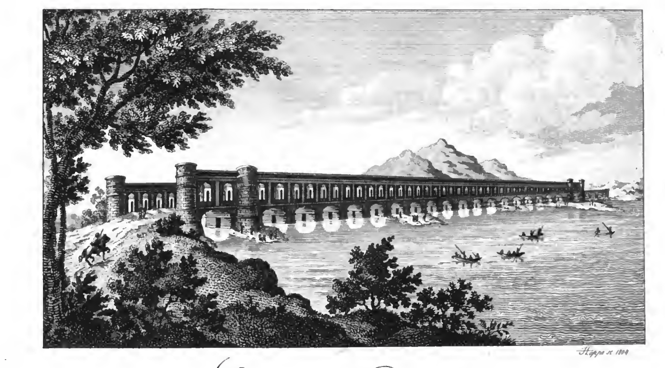




Der Meydun oder der grosse Markt zu Ispahan

No. 5.

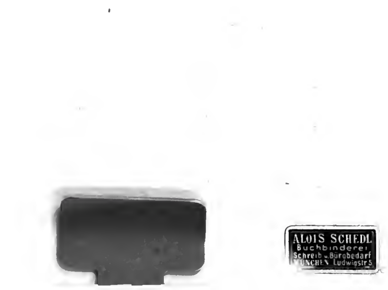




Eine grosse Brücke
zu Ispahan über dem Sendrut.

No. 6.


ALOIS SCHEDL
Buchbinderei


ALOIS SCHEDL
Buchbinderei
Schreib u. Bürobedarf
MÜNCHEN Ludwigstr 5

